

Dorfzeitung

Zwischen Lieps und Havelquelle

Heimatkundliches Jahrbuch
des Klein Vielen e. V.
Nr. 12 (2021)

Wir danken herzlich:

allen Spendern und Spenderinnen und allen Sponsorinnen und Sponsoren, die seit Erscheinen der letzten Ausgabe die Arbeit des Klein Vielen e. V. und die Finanzierung der Druckkosten für die „Dorfzeitung“ unterstützt haben.

In eigener Sache:

Die „Dorfzeitung“ ist keine Veröffentlichung der *Gemeinde Klein Vielen*, sondern ein freiwilliges Gemeinschaftswerk der Mitglieder des Vereins Klein Vielen e. V.

Jedes Heft verursacht Kosten. Die Kosten für jedes Heft der „Dorfzeitung“ betragen ca. 1,50 Euro.

Spenden zur Deckung der Herstellungskosten der „Dorfzeitung“ sind herzlich willkommen!

Spenden können eingezahlt werden auf das Konto des „Klein Vielen e. V.“

IBAN: DE73130700240502246200

BIC: DEUTDEDBROS

Deutsche Bank Neustrelitz

Verwendungszweck „Dorfzeitung“

Impressum

Herausgeber: Klein Vielen e. V. – Leben zwischen Lieps und Havelquelle ● verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes: Hermann Behrens, Peckatel 38, 17237 Klein Vielen ● **Druck:** Steffen Media, Friedland ● **Auflage:** 400 ● **Erscheinungsweise:** einmal im Jahr ● **Der Herausgeber lädt zur Mitarbeit ein.** ● Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung des Herausgebers wiedergeben.

ISSN (Print) 2943-3673 ISSN (Online) 2943-3681

Besuchen Sie uns im Internet:

Internetadresse: www.kleinvielen-ev.de

E-Mail: info@kleinvielen-ev.de

Titelbild: Die ehemalige Kapelle und Leichenhalle in Langhagen. Foto: H. Behrens, 2021.

Langhagen – einst Pertinenz des Gutes Klein Vielen

Hermann Behrens

Langhagen liegt an einem recht großen nach dem Ort benannten See mitten im Forst zwischen Kratzeburg und Blankenförde. Von Kratzeburg liegt er etwa sechs, von Blankenförde fünf Kilometer entfernt. Der kleine Ort gehört heute zur Stadt Neustrelitz, die elf Kilometer entfernt liegt, war aber über Jahrhunderte eine Pertinenz des Gutes Klein Vielen – ein zum Gut gehörender, in der Kirchgemeinde Peccatel „eingepfarrter Hof“. Noch heute ist der Ort nur über unbefestigte Wege erreichbar.

1. Besitzverhältnisse und Bevölkerung bis 1815

Klein Vielen, der Sitz des späteren Hauptgutes, wurde als „Vilim Carstici“ im Jahr 1170 erstmals urkundlich erwähnt,¹ feierte also im Jahr 2020 sein 850-jähriges Jubiläum. Der Ort war bis 1661 zunächst eng mit der Geschichte des Geschlechts von Peccatel verbunden. Die Adelsfamilie von Peccatel war zu der Zeit die mächtigste im Land Stargard. Sie wurde bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts mit dem Besitz ihrer Hauptburg in dem damals so genannten „Städtchen“ Prillwitz und den angrenzenden Gütern Hohen-Zieritz, Weisdin und vielen anderen Dörfern belehnt. Nach Lisch entstammte das Geschlecht wohl ursprünglich aus der Grafschaft Schwerin und erschien urkundlich 1218 mit Berend (Bernt) Piccatel, Ritter und Rat der Herren von Werle, in der mecklenburgischen Geschichte. Mit Berend Piccatel begann auch die durchgängige Stammreihe.

Langhagen wird erstmals 1257 urkundlich erwähnt. Am 6. Januar des Jahres verließ Fürst Nicolaus I. von Werle dem Kloster Dargun die sogenannten „Haidedörfer“ Kratzeburg (damals auch Werder genannt), Techentin, Blankenförde und Granzin und beschrieb deren Grenzen: sie begannen „in dem See, der Langhagen heißt [...]“. Ein zweites Mal – dieses Mal für den Ort, taucht der Name 17 Jahre später auf. 1274 verließ Nicolaus von Werle den Rittern Bernhard und Heinrich von Peccatel ihre in der Vogtei Penzlin (Pencelin) gelegenen Güter Lübkow (Lupogloue), Zippelow (Cippelow), Hohen-Zieritz (Ciriz), Stribbow (Stribbow), Peccatel (Peccatle), Groß Vielen (Vilem), Klein Vielen (Colhazen Uilem), Brustorf (Brusmezdorpe) und *Langhagen (Lancauel)* sowie den genannten Rittern von Peccatel und dem Ritter Raven die Güter Lübbechow, Vilen und Zahren, „mit aller Gerichtsbarkeit, allen Beden und Diensten, allen Freiheiten, Gerechtigkeiten und Kirchenlehen“.²

Nachdem 1661 der letzte Peccatel in Klein Vielen verstorben war, zog der damalige Landesherr, Herzog Gustav Adolf, das Gut an sich, zu dem damals neben Klein Vielen Langhagen, die Meierei „Alte Hütte“ (Hartwigshof, heute Hartwigsdorf), Liepen, die Meierei Kuhstall (heute Adamsdorf), Peccatel und die Meierei Peccatel gehörten. Als Eigentümer traten dann folgende Personen in Erscheinung: Vor 1685 Margaretha von Goetze, 1685 bis 1702 Heinrich von Erenkamp, 1702 bis 1715 Johann Georg von Holstein, ab 1715 Otto Ludwig von Haake, später Wilhelm Otto von Haake und dann ab 1788 bis 1790

¹ Mecklenburgisches Urkundenbuch, Band 1. Schwerin: Urk. Nr. 95, S. 89–92.

² Mecklenburgisches Urkundenbuch, Band 2. Schwerin: Urk. Nr. 789 und 1317, S. 95 und 478.

seine Erben, 1790 bis 1804 Kammerherr Carl Hartwig von Plessen, 1804 bis 1810 Gottfried Joachim Fick und 1810 bis 1815 Kammerherr Heinrich Leopold August Graf von Blumenthal.

Die Bevölkerungsentwicklung in der zum Gut gehörenden Pertinenz Langhagen kann ab 1793 anhand der Martinilisten des Kirchspiels Peckatel nachvollzogen werden.³ Die Schreibweise der Einwohner-Namen in den Listen variiert häufig.

Zwischen 1793 und 1795 trug der damalige Pfarrer im Kirchspiel Peckatel, Friedrich Wilhelm Barkow, als Pächter der Pertinenz einen Johann Friedrich Haak, unter der Rubrik Pachtleute einen Schäfer Fre(h)se mit einem Kostknecht und als „Gewerktreibenden“ einen Leineweber Bartheld ein. 1805 wird als Pächter ein Matz genannt. Im Pächterhaus sind zwei männliche und zwei weibliche Dienstboten tätig. Neuer Schäfer ist ein Mann namens Siegel. Neben Bartheld ist ein weiterer „Gewerktreibender“, Röber, erwähnt. Zu den „übrigen Einwohnern“ gehören die Schuhflickerfamilie Bleisse und der frühere Schäfer Frehse, nun also auch Tagelöhner. 1806 wird statt Schäfer Siegel nun Schäfer Hoth notiert, Leineweber Bartheld ist gestorben, an seiner Stelle wird seine Frau mit ihren drei Söhnen, als übrige Einwohner die Einlieger Kleefuss und [Schuhflicker] Bleiss und als Tagelöhner die Familien Mäher und Siegel und darüber hinaus die Witwe des ebenfalls verstorbenen Röber genannt. Im Jahr darauf zieht ein weiterer Einlieger namens Aernberg nach Langhagen. 1812 – mittlerweile gehört Langhagen dem Grafen v. Blumenthal – ist ein neuer Pächter vor Ort. Er heißt Kliefoth. In dieser Zeit sind stets zwei bis vier Dienstleute (Knechte und Mägde) im Pächterhaus tätig. Von den Bartheld-Söhnen bleibt einer als Weber im Ort, Schäfer Hoth wird 1814 von Schäfer Neumann abgelöst, zum Weber kommt in dem Jahr mit dem Schmied Giercke ein weiterer Handwerker hinzu, die Tagelöhnernamen ändern sich: 1812 [Schuhflicker] Bleiss[e], Wiegelmann, Paschen, 1814 Wiegelmann, Langhof. Maria Knickbein ist im Pächterhaus als Haushälterin beschäftigt.

2. Langhagen und seine Einwohnerschaft unter der Ägide der Familie Jahn

Die Ära Rudolph Jahn

1815 kommt das Gut Klein Vielen zusammen mit Langhagen und Hartwigshof in den Besitz von Rudolph Jahn, bei dem es sich um einen Prokurator handelt, der aus der Prignitz stammte. Adamsdorf und Liepen bleiben als nun eigenständiges Gut im Besitz von Blumenthals.

Rudolph Jahn hält den Pachtvertrag mit Kliefoth für die Pertinenz Langhagen bis in die 1820er Jahre aufrecht. Bis 1820 betreibt ein Pachtschäfer (zuletzt ein Mann namens Schwenn) die Schäferei, dann wird diese vom Pächter selbst übernommen.

Die Fluktuation unter den Tagelöhnern bleibt bestehen: 1820: Rasch, Zimmergesell Ahrend, Gützow und ein weiterer, dessen Name in den Martinilisten nicht lesbar ist, 1821 Zimmergesell Arendt, die Arbeitsleute Diedrich, Rasch und Tinam, Schmied Giercke und Leineweber Bartheld sind immer noch da. 1822 kommt ein weiterer Tagelöhner namens Griese in den Ort, der Schmied wird nicht mehr genannt.

³ LHA Schwerin, 2.21-4/3, Sign. 191, Martinilisten der Gemeinde Peckatel.

1821 besteht Langhagen aus folgenden Gebäuden: „Das Pächterhaus 65 Fuß lang 37 Fuß tief von eichenem Holtze und Fachwerk von Steinen und einem Ziegeldach, die Scheune 148 Fuß lang 58 Fuß tief von .. Holtz, eichenen Schwellen, steinernem Fachwerk und Ziegeldach, ein Stall 42 Fuß lang 19 Fuß tief von eichenem Holtze, steinernem Fachwerk und Rohrdach, ein Tagelöhnerhaus 64 Fuß lang 28 Fuß tief von eichenem Holtze, geklebten Wänden und Rohrdach, ein Tagelöhnerhaus 54 Fuß lang 26 Fuß tief von eichenem Holtze, steinernem Fachwerk und Rohrdach.“

1824 kam ein Gebäude hinzu: „das in diesem Sommer neu erbaute dortige Tagelöhnerhaus von zwei Familien 65 Fuß lang 24 Fuß tief von eichenen Schwellen und .. von diesem Holz, mit Fachwerk von Mauersteinen, Schornstein und Ziegeldach.“⁴

1828 führt nun Pastor Friedrich Carl Theodor Nahmacher die Martinilisten. Als Dienstleute im Pächterhaus verzeichnet er die Wirtschafterin, einen Knecht, drei Mädchen und einen Schäferknecht mit Familie. Ein neuer Weber ist mit seiner Familie im Ort, er heißt Guhl. Auch der Altschuhflicker Bleisse mit Familie wird unter der Rubrik Handwerker aufgelistet. Tagelöhner sind ein Ulrich, ein Lembcke mit Familie, der Arbeitsmann Griese mit Familie, und es wohnt eine Witwe Herr in einer der Tagelöhnerkaten. Diese Tagelöhner werden auch in den Folgejahren erwähnt.

1829 stirbt Rudolph Jahn und nun wird der Gutsbesitz Klein Vielen mit Hartwigshof und Langhagen von einem Vormund verwaltet, der für die noch minderjährigen Söhne Rudolphs, Hermann (damals 20 Jahre alt) und Eduard (13), bestellt wird. Der Vormund bleibt bis 1835 im Amt. In das Pächterhaus Langhagen ist mittlerweile ein neuer Pächter namens Peters mit seiner Familie und einem Erzieher eingezogen. Zu den Dienstleuten gehören ein Schreiber, eine Wirtschafterin, ein Knecht, zwei Mädchen und ein Schäferknecht. Einziger Handwerker ist der Altschuhflicker Bleisse, der dort bis zu seinem Tod im Jahre 1830 wohnt und arbeitet.

1834 leben in Langhagen 29 Menschen: In Pächter Peters' Gutshaus wohnten er und seine Frau, drei konfirmierte Kinder, ein Schulkind, ein Schullehrer, drei Mädchen, ein Dienstjunge, zwei Knechte. Hinzu kommen Handwerker Lutzin, der 1832 zuzog, dazu die Tagelöhner Griese, Schultz und Ludwig und die Witwen Lembcke und Bleisse.

Weber Lutzin und seine Frau haben ein Kleinkind, Griese und seine Frau drei Schulkinder und ein Kleinkind, dazu wohnt in deren Haushalt ein Schäferknecht, Schultz und Frau haben zwei Schulkinder und zwei kleine Kinder, Ludwig und seine Frau ein kleines Kind. Bei Witwe Bleisse wohnen noch zwei Kinder, Witwe Lembcke wohnt allein.

Peters bleibt bis zum Jahr 1834 Pächter von Langhagen. Dann ändert sich die Lage: Die Wirtschaft wird vom Gut Klein Vielen aus bewirtschaftet, ein Betke wohnt als Statthalter im Pächterhaus Langhagen. Er und seine Frau haben drei Schulkinder und ein Kleinkind.

Die Ära Hermann Jahn

1835 kommt Bewegung in die Eigentumsgeschichte Langhagens. Hermann Jahn wird zum alleinigen Eigentümer. In diesem Jahr hatten die Jahns vom Grafen von Blumenthal

⁴ LHA Schwerin, 3.2–4, Sign. 460, Ritterschaftliche Brandversicherungsgesellschaft, Klein Vielen, Hartwigshof, Langhagen.

das Gut Adamsdorf mit Liepen erworben. Nun trennten sich in wirtschaftlicher Hinsicht die Wege von Hermann Jahn und seinem Bruder Eduard. Eduard, erst 19-jährig, behielt das Gut Klein Vielen mit Hartwigshof, Hermann erhielt das Gut Adamsdorf mit Liepen und auch die Pertinenz Langhagen.

Warum Hermann mit Erreichen der Volljährigkeit im Jahre 1830 nicht zum neuen Guts-herrn von Klein Vielen geworden war, bleibt ungeklärt, hat aber möglicherweise damit zu tun, dass Eduard Jahn 1816 in Klein Vielen geboren wurde und dort aufwuchs, wäh-rend Hermann Jahn im Jahre 1809 in Köritz an der Dosse geboren wurde und wohl erst als Jugendlicher nach Klein Vielen kam ebenso wie seine Schwester Ida, die 1807 in Köritz das Licht der Welt erblickt hatte.

1815 waren seine Eltern von Köritz nach Klein Vielen gezogen. Möglicherweise ging das Ehepaar allein und ließ seine Kinder zurück. Denn in einer Liste, die 1819 anlässlich einer Volkszählung im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin angelegt wurde, finden sich unter den Einwohnern Klein Vielen an erster Stelle die Namen von Gutsbesitzer Rudolph Jahn, seiner Ehefrau Maria Dorothea und ihres Sohnes Eduard Rudolph. Die Namen ihrer Tochter Ida Carolina und ihres Sohn Hermann fehlen. Beide waren vor der Heirat ihrer Eltern, also unehelich, geboren und alles deutet darauf hin, dass das Ehepaar Jahn seine unehelichen Kinder verheimlicht hat. Das wird auch dadurch gestützt, dass am 10. April 1825, 10 Jahre nach dem Kauf des Gutes Klein Vielen, der Sohn Hermann Jahn in Köritz konfirmiert wurde, nicht in der für Klein Vielen zuständigen Kirche in Peckatel. Mög-licherweise hatten die Jahns ihre beiden unehelich geborenen Kinder für einige Jahre in Köritz bei Verwandten gelassen, die in und um Köritz reichlich vorhanden waren.

Vermutlich hatte Rudolph Jahn daher testamentarisch verfügt, dass der mit Klein Vielen und Hartwigshof stärker verbundene Eduard diesen Teil des Gutes und Hermann den an-deren, die Pertinenz Langhagen, erben sollte. Und damit das Erbe ökonomisch gleichge-wichtig wurde, hatte die Familie Jahn wohl Adamsdorf mit Liepen hinzugekauft.

Jedenfalls geht Rudolph Jahns testamentarische Verfügung, Hermann die Pertinenz Langhagen zu vererben, aus Folgendem hervor: Hermann Jahn versuchte am 16. März 1836 mit einem Bittbrief an den Großherzog Paul Friedrich, Langhagen zu einem „Hauptgut“ aufwerten zu lassen. Über die Gründe kann man nur spekulieren. Vielleicht hatte er be-reits damals Verkaufsabsichten und wollte Langhagen für Käufer attraktiver machen. Er schreibt: „[...] wage ich E[urer].K[öniglichen].H[oheit]. eine allerunterthänigste Bitte vorzutragen; sie betrifft das Gut Langhagen; ich habe dies Gut, welches bisher Pertinenz von Kl: Vielen gewesen, von meinem verstorbenen Vater ererbt, nachdem mir von E.K.H. das [...] in dasselbe unterm 17. Sept. 1835 allergnädigst ertheilt wurde. Die Güter Kl: Vielen und Langhagen sind jetzt gänzlich getrennt, da das erstere meinem Bruder als Erbtheil zugefallen. Es liegt mir nun sehr viel daran, daß diese Trennung auch von von S.K.H. allergnädigst bestätigt werden möge, und zu diesem Ende wage ich es, dafür al-lerunterthänigst zu bitten: daß S.K.H. allergnädigst geruhen wollen, die Pertinenz Quali-tät des Gutes Langhagen aufzuheben und dasselbe dagegen zum Hauptgute zu erheben.

Zwar ist das Gut Langhagen nicht volle 2 Hufen groß, doch beträgt das daran .. nicht ganz 2 Scheffel, und jedenfalls ist es größer als Adamsdorf, was doch auch ein Hauptgut ist; dabei erhält Langhagen eine eigene Ladung zum Landtage, hat stets seine Steuern in Separato an den Land.. ..tigen müßen und hat auch ein eigenes Hypothekenbuch.

In allerunterthänigster Donation versterbe ich vor E.K.H., allerunterthänigst Hermann Jahn.“⁵

Am 23. August 1836 erhält er als Antwort, „daß durch die Trennung dieses Guts von Kl: Vielen und durch eure Zulaßung zur Nutzung des Lehns für dasselbe, als für ein besonderes Gut, daher Pertinenz Qualität von selbst aufgehoben ist, wie denn auch der diesjährige Staatskalender es schon als Hauptgut bezeichnet. Eines weiteren bedarf es nicht.“⁶

Am 10. November 1837 leistet der bevollmächtigte Advokat Albert Voß in Vertretung von Hermann Jahn den Lehneid für das Gut Langhagen, der am 28. April 1843 durch den bevollmächtigten Prokurator Wehmeyer erneuert wird. Wehmeyer erneuert ihn gleichzeitig auch für Klein Vielen in Vertretung von Eduard Jahn.

Hermann Jahn behielt Langhagen weitere 11 Jahre. Er wohnte in Neustrelitz und verpachtete seinen Besitz über die ganzen Jahre hinweg an den Pächter Proewer bzw. nach dessen Tod 1837 an seine Witwe und ihren Sohn.

Dass Hermanns Bruder Eduard im Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Staatskalender 1841 als Besitzer genannt wird, dürfte ein Irrtum gewesen sein, denn die Archivalien geben eindeutige Auskunft.

1835 hatten im Zuge der Eigentumsentwicklungen 10 Menschen den Ort verlassen, darunter der Statthalter Betke mit Familie. Dienstleute sind nicht da. 1836 zieht Pächter Proewer mit seiner Familie in das Pächterhaus, das nun auch Gutshaus genannt werden kann. Zu den Dienstleuten heißt es, dass ein Schreiber nicht da ist. Für Proewer sind drei Knechte, ein Dienstjunge und zwei Mädchen tätig. Weber Lutzin ist noch im Ort ebenso wie die Tagelöhnerfamilien Griese, Schul[t]z und Lud[e]wig. Hinzu kommen die Witwen Lembcke und Wiese (neu). Insgesamt wohnen 21 Menschen in Langhagen.

1837 stirbt der Pächter. Seine Witwe führt mit einem Sohn die Wirtschaft weiter. Zu den Dienstleuten kommt ein Knecht dazu. Weber Lutzin wird von Weber Göhren(d) [auch Goehrndt] abgelöst. Dieser beschäftigt für kurze Zeit einen Gesellen. Drei neue Tagelöhnernamen tauchen auf: Dammann, Schneider und Behm, wodurch die Einwohnerzahl auf 43 wächst.

1843 wird erstmals ein Revierjäger namens Brand genannt.

Im Jahr 1846, dem letzten Jahr mit Hermann Jahn zu Neustrelitz als Eigentümer, wohnen 40 Menschen in Langhagen, darunter die Tagelöhnerfamilien Griese, Schulz, Behm, Baass und Schneider. Die Witwen Lembcke und Wiese sind zwischenzeitlich möglicherweise gestorben, sie werden nicht mehr genannt.

Den Martinilisten zufolge erlebte Langhagen zwischen 1793 und 1846 ein ständiges Kommen und Gehen in der Einwohnerschaft. Nur Wenige blieben für längere Zeit. Unter der Herrschaft der Jahns erlebte der Ort einen gewissen Aufschwung, was sich in dem Neubau eines Tagelöhnerkatens und einer steigenden Bevölkerungszahl widerspiegelt.

⁵ LHA Schwerin 5.12-6/2, Sign. 442, Ministerium der Justiz, Lehnsregistratur (Lehngüter III), Das Lehngut Langhagen, Amt Stavenhagen, früher Pertinenz von Klein Vielen, Laufzeit: 1753 – 1907.

⁶ Ebenda.

3. Nach 1846 – die Besitzer geben sich die Klinke in die Hand

Wohl schon Anfang der 1840er Jahre könnte in Hermann Jahn der Gedanke zum Verkauf seines Besitzes gereift sein. 1842 verkauft er Adamsdorf mit Liepen an die Gebrüder Dudy. Und auch Langhagen veräußerte er wenig später, denn am 8. Oktober 1846 genehmigt Großherzog Friedrich Franz II. Hermann Jahn den Verkauf des Gutes an Friedrich Sauerlandt zu Alt Ruppin. Der Kaufvertrag wurde am 2. Oktober 1846 geschlossen. Am 1. Dezember 1846 finden sich Hermann Jahn und Friedrich Sauerlandt in Begleitung des Notars Dr. C. Dunkelberg in Langhagen ein, um die Richtigkeit der im Kaufvertrag niedergeschriebenen Eigentumswerte zu prüfen. Alle Angaben im Kaufvertrag wurden für richtig befunden, Jahn erhielt als Kaufpreis 40.000 Taler Gold. An Gläubiger musste er noch etwas mehr als 4.500 Taler Gold zahlen.

Hermann Jahn verzieht kurz darauf nach Berlin.

Der neue Besitzer Friedrich Sauerlandt bekommt am 16. Januar 1847 seinen Lehnbrief. Aus seiner Zeit als Gutsbesitzer ist ungefähr für das Jahr 1857 eine Einwohnerzahl von 35 überliefert (Raabe 1857: 834). Sauerlandt hält als Betriebsinhaber immerhin 14 Jahre durch. Im Mai 1861 verkauft er das Gut für 58.000 pr. Courant an einen Emil von Stahl, der früher Gutsbesitzer in Cölpin war und seinen Lehnbrief über Langhagen am 29. Juli 1861 erhält.

1861 kam es zu Grenzstreitigkeiten um den Großen Bodensee nördlich von Langhagen. In den Jahrzehnten zuvor waren zwei Gutsbesitzer damit gescheitert, den See zu kaufen.

No 2



**Mecklenburg - Schwerinsche
N u z e i g e n.**

No 90. Mittwoch, den 11. November. 1846.

Intelligenz - Sachen.
Lehn - Proclama.

1.

Wir Friedrich Franz, von Gottes Gnaden Großherzog von Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Rügen, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr u. u.

haben, auf geziemende Bitte des Gutsbesizers Hermann Jahn auf Langhagen hiemit Alle und Jede, welche an das von demselben mit Unserer Landesfürstlichen und Lehnherlichen Bewilligung verkaufte, in Unserm Amte Stavenhagen belegene Lehnaut Lanabaen und dessen Unseren zu derselben verordneten Geheimen-Raths-Präsidenten, Director und Räten gebührend geschehener Meldung, in Person oder durch gehörig legitimirte Anwälde erscheinen, ihre vermeinten Ansprüche rein und genau angeben, solche völlig und genügend bescheinigen, auch wegen deren Ausübung und Geltendmachung sich bestimmt, unumwunden und ohne allen Vorbehalt oder Fristgesuch erklären, oder gewärtigen sollen, daß sie mit ihren gar nicht, oder nicht vorschriftsmäßig angegebenen Rechten sofort prä-

Zubehörungen aus einem Lehn-, Fideicommiss-, Räder-, Retractions-, Revocations-, Reunions-, Relutions-, Agnations- und Successions-Rechte, oder aus sonst irgend einem lehnrechtlichen Grunde, jetzt oder künftig Ansprüche zu haben vermeinen, hiemit gnädigt und wollen: daß sie in dem, zur Profitirung solcher Rechte, auf

den 5ten März 1847

peremptorisch anberaumten Termin, Morgens zur gewöhnlichen Zeit auf Unser Lehn-Kammer, nach Abends vorher bei eubiret, und damit auf immer, unter Auflegung eines ewigen Stillschweigens, werden abgewiesen werden.

Wornach sich ein jeder zu richten.

Gegeben Schwerin, den 27. October 1846.

(L. S.)
(Cur. feud.)

Ad mandatum Serenissimi proprium.
Großherzogl. Mecklenb., zur Lehn-Kammer verordnete Präsident,
Director und Räte.
L. v. Bülow.

Aufruf Hermann Jahns an evtl. Gäubiger, sich zu melden.

Quelle: LHA Schwerin, 2.23-3, Sign. 23117.

Bereits auf das Jahr 1810 datiert ein „Antrag des Grafen v. Blumenthal zu Kleinen Viehlen um käufliche Überlassung des bey Kratzeburg belegenen großen Boden Sees und seiner Umgebungen“. Blumenthal wollte den See für 1.000 Thaler Gold kaufen. 1836 stellte Gutsbesitzer Hermann Jahn einen Kaufantrag. Darin ist erwähnt, dass der See zu der Zeit zur Hälfte der Großherzoglich-Strelitzschen Kammer und zur Hälfte dem Großherzoglich-Strelitzschen Cabinettsamt gehörte und dass der Kaufcontract mit Blumenthal nicht zustande gekommen war. Aber auch Jahn bekam den See nicht.

1861 zeigte der Langhagener Gutsbesitzer Sauerlandt dem Großherzoglichen Staatsministerium in Schwerin an, dass die Grenzen des derzeit an den Adamsdorfer Gutsbesitzer Schwabe vererbpachteten Sees zweifelhaft seien und mit der Directorial-Karte nicht mehr übereinstimmten. Schwabe hatte die Grenze angezweifelt und sich dabei auf Vereinbarungen bezogen, die 1812 zwischen dem Amt zu Mirow und von Blumenthal getroffen worden seien. Eine solche Vereinbarung war dem Schweriner Staatsministerium nicht bekannt geworden, wurde allerdings durch ein Schreiben des Amtes Mirow vom Februar 1863 bestätigt. Diese Vereinbarung betraf demnach die schwankenden Wasserstände in dem See, an dessen südlichem Ufer ungefähr die Grenze zwischen den beiden Gütern (und damit auch die großherzogliche Grenze) verlief, und darüber hinaus die Korrektur eines Fehlers in der Schmettauschen Karte von 1788, in der der See als Quellsee der Havel eingezeichnet ist. Das Amt Mirow vereinbarte mit Blumenthal, dass der Wasserstand von 1810 auch in Zukunft gültig sein und die damals am Ufer verlaufende Grenze zugleich als Landesgrenze zwischen der Mecklenburg-Schwerinschen Enklave Langhagen und dem Großherzoglich-Strelitzschen Gebiet dienen sollte. In den See setzte man zwei Markierungspfähle, deren Oberkanten die Höhe des Wasserstandes von 1810 markierten. Dem Großherzoglichen Cammer- und Forst-Collegium zu Neustrelitz war das Recht zugestanden worden, das Wasser im See so hoch zu halten, bis es diese Oberkanten der Pfähle erreicht hatte. Allerdings wurde versäumt, die Zustimmung beider Landesregierungen einzuholen.

Mittlerweile, also in der Zeit zwischen 1810 und 1861, war der Wasserspiegel des Großen Bodensees durch eine vom Mecklenburg-Schwerinschen Staatsministerium als widerrechtlich angesehene Vertiefung des Bodenbaches stark gesunken. Die Gutsbesitzer von Adamsdorf und Langhagen hatten unabhängig voneinander beide ein Interesse daran, weil sie dadurch die ufernahen Flächen als Wiesen nutzen konnten. Aber der Gutsbesitzer von Adamsdorf beklagte einen dadurch verursachten Gebietsverlust.

So hatte der auf Sauerlandt in demselben Jahr 1861 folgende neue Gutsbesitzer von Langhagen, Emil von Stahl, eine am Südufer stehende starke Eiche fällen lassen, die Schwabe als auf seinem gepachteten Grundstück stehend ansah.

Schwabe verlangte die Aufstauung des Sees bis zum vereinbarten Wasserstand von 1810. Es kam nach mehreren Ortsbesichtigungen aller Parteien zu einer Neufeststellung der Grenze, obwohl das Schweriner Staatsministerium zunächst ein geringes Interesse an der Sache signalisierte. Es stimmte der Regulierung aber zu, weil sie der Adamsdorfer Erbpächter forderte und weil es sich auch um die Feststellung der Landesgrenze zwischen den beiden Großherzogtümern handelte. Die Ortsbegehungen ergaben auch, dass die Directorialvermessungskarten von Adamsdorf und Langhagen hinsichtlich der Grenze am

Großen Bodensee „grundfalsch“ waren: „Auf einer Seite nach Adamsdorf war Land gezeichnet, wo der See 30 bis 40 Fuß tief war, gegenüber war ein Berg von bedeutender Höhe, wo See gezeichnet war.“⁷

Am 11. Februar 1864 trafen sich die Mitglieder der Regulierungskommission auf neutralem Terrain im Friederikenkrug. Während Gutsbesitzer Schwabe anwesend war, blieb von Stahl der Versammlung fern. Als „Gedächtniszeugen“ waren der Freischulze Herse aus Kratzeburg und seine vier Begleiter Albert Wachholz, Carl Kühne, Johann Krage und Christian Krage geladen.

Im Protokoll heißt es: „In Begleitung aller dieser oben Aufgeführten und unter Zurhandnahme der vorgedachten Schuster-Schevenschen Charte de 1862 vom s.g. Großen Bodensee, auf welche die resp. vereinbarte Grenzlinie und die resp. Grenzmarkmale bereits vollständig genau in schwarzer Tusche eingetragen und welcher ein Register beigefügt, worin fortlaufend die einzelnen Grenzsteine und daran Entfernungen voneinander aufgeführt – wurde nun bei dem mit N. 1 bezeichneten Grenzstein die Grenzbeziehung begonnen und von Stein zu Stein, der fortlaufenden Nummer derselben entsprochen bis zu demjenigen sub N. 82 fortgesetzt und damit vollständig beschafft.

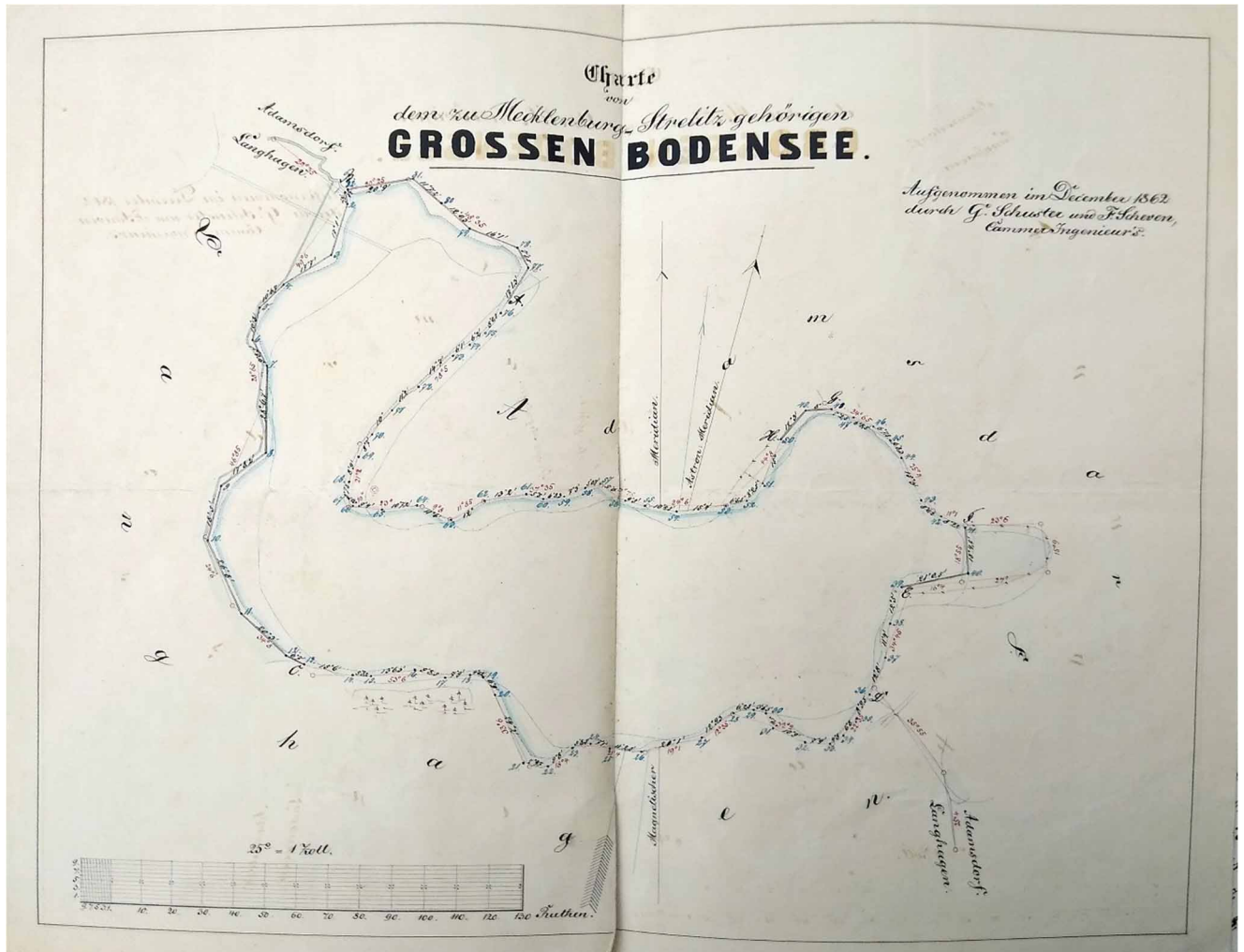
Bemerkt wird darauf, daß auf jedem der 82 Grenzsteine, und zwar dem Kopfe derselben, ein Kreuz sich eingehauen fand, daß jeder in seinem chartenmäßigen Winkelpunkte genau und sicher eingesetzt worden, und daß zwischen den Grenzsteinen sub 1 bis 13 incl., sub N. 39 bis 41 incl. N. 48 bis 50 incl. und N. 76 bis 82 incl. laut Commissionsprotokoll de 27. Januar v. J. außerdem durch dreifüßige Gräben die Grenzlinie gekennzeichnet worden.

Nachdem die 4 vorgenannten Gedächtniszeugen auf Befragen erklärt, daß sie soeben alle 82 Grenzsteine und die theilweise zwischen denselben gezogenen Gräben jeden auf seinem Platze genau aufgesehen, indem sie überdies von den Steinen den auf deren Kopf gefallenen Schnee mittelst Besen fortgeräumt, – erklärten zunächst die beiderseitigen Herren Commissarien, daß sie sub spe rati die vorhererwähnte und bezeichnete Grenzlinie als nunmehrige Landesgrenze für ewige Zeiten hiemitelst vice versa ausdrücklich anerkannt haben wollten und wurde ex abundanti es ausgesprochen, daß der innerhalb dieser Grenzlinie befindliche s. g. Große Bodensee, wengleich zur Zeit an das Gut Adamsdorf zu Erbpacht verliehen, nach wie vor ein Theil des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz, sowie unter dessen Landeshoheit und in dessen Domanial nexu verbleibe.“⁸

Der Gutsbesitzer von Adamsdorf, Ernst Schwabe, stimmte dem Protokoll ebenso zu wie nachträglich auch der Gutsbesitzer von Langhagen, Emil von Stahl. Es gab dann noch von beiden Seiten akzeptierte kleinere Korrekturen, einzelne Grenzsteine betreffend. Beigefügt war den Unterlagen die von den Kammeringenieuren Schuster und Scheven angefertigte Karte (*siehe Abb.*).

⁷ LHA Schwerin, 4.11-1, Sign. 1125, Grenzregulierungen am Bodensee bei Kratzeburg zwischen Adamsdorf und Langhagen. Amt Mirow an Großherzogliche Hohe Landesregierung zu Neustrelitz, 7. Februar 1863.

⁸ LHA Schwerin, 4.11-1, Sign. 1125, Grenzregulierungen am Bodensee bei Kratzeburg zwischen Adamsdorf und Langhagen. Protocollum Commissionis gehalten in Friederikenkrug am Großen Bodensee den 11. Februar 1864.



Karte vom Großen Bodensee mit den 82 Grenzsteinen – gezeichnet von den Kammeringenieuren Schuster und Scheven im Jahr 1862. Quelle: LHA Schwerin, 4.11-1, Sign. 1125.

Nur ein Jahr, nachdem von Stahl das Gut Langhagen erworben hatte, im Mai 1862, wurde gegen ihn eine Untersuchung wegen Meineides und Betrugs eröffnet, er selbst beantragt ein Konkursverfahren, das 1864 eröffnet wird. Von Stahl stirbt 1865. Das Gut wird versteigert. Rittmeister Freiherr von Maltzan auf Peckatel wurde im Versteigerungsverfahren zum curator bonorum ernannt. Für 34.125 pr. Courant geht der Besitz am 15. Juni 1865 an Theodor Schröder aus Mühlenbeck im Herzogtum Holstein.

Aus dem Kaufvertrag geht unter anderem hervor, dass von den Gutsbesitzern auf Langhagen bzw. zuvor auf Klein Vielen seit 1823 eine jährliche Geldzahlung, die für eine aufgehobene Naturalabgabe an die Pfarre zu Peckatel geleistet werden sollte, nicht mehr gezahlt worden war. Schröder sollte sich mit dem Pfarrer über eine Nachzahlung ins Benehmen setzen, eine Garantie dafür gab er jedoch nicht ab.

Emil von Stahl war zahlreichen seiner Verpflichtungen nicht nachgekommen. So musste sich der neue Gutsbesitzer Theodor Schröder, der am 8. September 1865 den Lehnbrief erhält, zu Lohnnachzahlungen an die Dienstleute verpflichten, die im Gutshaus angestellt waren: Wirtschaftlerin Henriette Stuff, Statthalter Fritz Goerndt, Schäfer Wiese, Jäger Friese, die Dienstmädchen Marie Hintze und Hanne Dörbandt und die Knechte Theodor Goerndt, Fritz Ladendorf und Wilhelm Rose.

Aber auch Schröder erleidet wirtschaftlichen Schiffbruch, am 3. März 1868 wird ein Konkursverfahren über sein Vermögen eröffnet. Für 26.000 pr. Courant geht Langhagen im September 1868 an Dr. jur. Christian Eduard Bandmann aus Hamburg, der seinen Lehnbrief am 5. Februar 1869 erhält, sein neues Gut aber wohl lediglich als Spekulationsobjekt betrachtete, denn er verkaufte es bereits am 12. Oktober 1869 für 30.000 pr. Courant weiter an Siegfried von Blücher zu Zittlitz. Blücher erhält am 10. Dezember 1869 den Lehnbrief und zieht nun auch mit Frau und Kindern in das Gutshaus ein.

In diesem Jahr 1869 finden sich unter den übrigen in Langhagen lebenden Familien die Namen Wiese, Weber Jöhrend, Schröder, Schultz, Räckentin, Jöhrend und Beu. Bei den Jöhrends handelt es sich wohl um eine Fortschreibung der Namen der Familien Göhren(d) oder Goehrnd, die in den Martinilisten schon 1846 genannt wurden.⁹

Blücher bat den Großherzog Friedrich Franz II., seinen Bruder Julius von Blücher auf Witznitz bei Plate in Hinterpommern in die Belehnung mit aufnehmen zu dürfen, eine Bitte, die aus guten Gründen nicht erfüllt wurde, denn auch Blücher hat wohl nur auf Weiterverkauf getrachtet. In Ulrich von Platen aus Alt Ruppın findet er im Juni 1871 einen geneigten Käufer, der ihm 50.000 pr. Courant auf den Tisch legen will. Der Großherzog stimmt der Verkaufsabsicht zwar zu, aber zum Verkauf kommt es nicht, denn es zeigt sich, dass Blücher zuvor ebenfalls in Konkurs gegangen war, das Verfahren bereits lief und er selbst nicht mehr zum Verkauf berechtigt war.

Es wurde nun im Juli 1871 ein „Special Concurs“-Verfahren eröffnet. Zur Versteigerung kam das Gut im Oktober 1871 und aus dieser ging der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz als Meistbietender hervor. Für 23.300 Reichsmark wechselte Langhagen den Besitzer. Mit dem Lehnbrief übergab Friedrich Franz II. am 18. Dezember 1871 dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, Friedrich Wilhelm – und dessen Erben –, fortan alle Eigentums- und Nutzungsrechte am dem weiterhin im Mecklenburg-Schwerinschen Amt Stavenhagen gelegenen Lehngut.

Es ist zu vermuten, dass die beiden Großherzöge sich zuvor über diesen Weg auch deshalb verständigt hatten um zu verhindern, dass sich weiterhin die Besitzer die Klinke in die Hand gaben.

4. Die Ära der Oberförsterei bzw. des Forstamtes Langhagen bis 1945

1871 war Langhagen also vom Großherzog von Mecklenburg-Strelitz gekauft worden, und fortan erscheint dieser in den Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Staatskalendern als Besitzer. Damit endete de facto die Gutsgeschichte Langhagens, denn nun begann eine neue, bis in die 1990er Jahre reichende Nutzungsgeschichte des Ortes als Sitz einer Oberförsterei und eines Forstamtes. Dieses wurde im bisherigen Gutshaus eingerichtet. Erster Leiter der Oberförsterei wurde der bisher in Wesenberg wirkende Oberförster Rudolf Hahn. Von der Oberförsterei wurden insgesamt 4.804 Hektar verwaltet.

Oberförster Hahn zog nun mit seiner Familie, Wirtschafterin Zander (1873: Wirtschafterin Stoll), Erzieherin Kawen und zwei Dienstbotinnen in das Forsthaus ein. In der Folge kommen ein Revierjäger Dietrich und ein Jägerknecht Utech, 1873 die Jägerknechte

⁹ Aus dem Jahr 1864 ist die Nachricht überliefert, dass ein Tagelöhner Christian Ribbcke mit seiner Ehefrau Caroline und drei Söhnen in die USA auswanderte (Wiegandt 1930: 288).

Klink und Bülow in den Ort und unterstreichen mit ihren Berufen den Funktionswandel Langhagens. Pachtleute waren nicht vorhanden, auch keine Handwerker.

Zu den weiteren Einwohnern Langhagens gehörten der Statthalter Jöhrend mit Frau und drei Kindern, Kutscher Schäffer, Schäfer Wiese mit Frau und zwei Kindern, Tagelöhner Jöhrend mit Frau und drei Kindern, die Tagelöhner Schröder mit Frau und zwei weiteren Mitbewohnern, Schultz mit Frau, einem Knecht und drei Kindern, Räckentin mit Frau und einer Magd sowie fünf Kindern, Kehnscherper, Kittelmann mit Frau und verw. Tochter mit Kind sowie die Witwen Beu und Lüdke.

Der Ort nahm in den Folgejahren einen gewissen Aufschwung, was sich an den Einwohnerzahlen ablesen lässt, die der seit 1874 amtierende Pfarrer Stülpnagel in die Martinisten der Kirchgemeinde Peckatel eintrug.

1878 lebten 53 Menschen in dem kleinen Ort, bei den folgenden Namen sind in diversen Fällen die Ehefrauen und Kinder nicht mit erwähnt: Oberförster R. Hahn, Revierjäger L. Utech, drei Jägerburschen, Wirtschaftlerin Frau Benzin, Wirtschaftslehrling A. Kolb, zwei Dienstbotinnen, Inspektor Jürend (Jöhrend), Schäfer L. Wiese, Kutscher H. Schäffer, Arbeitsmann F. Jürend (Jöhrend), Arbeitsmann C. Reggentin (vorher: Räckentin), Arbeitsmann Ch. Kehnscherper, Arbeitsmann J. Nickel, Arbeitsmann C. Kittelmann, Althenteiler Ag. Jürend (Jöhrend) sowie die Witwen Beu und Lüdke.

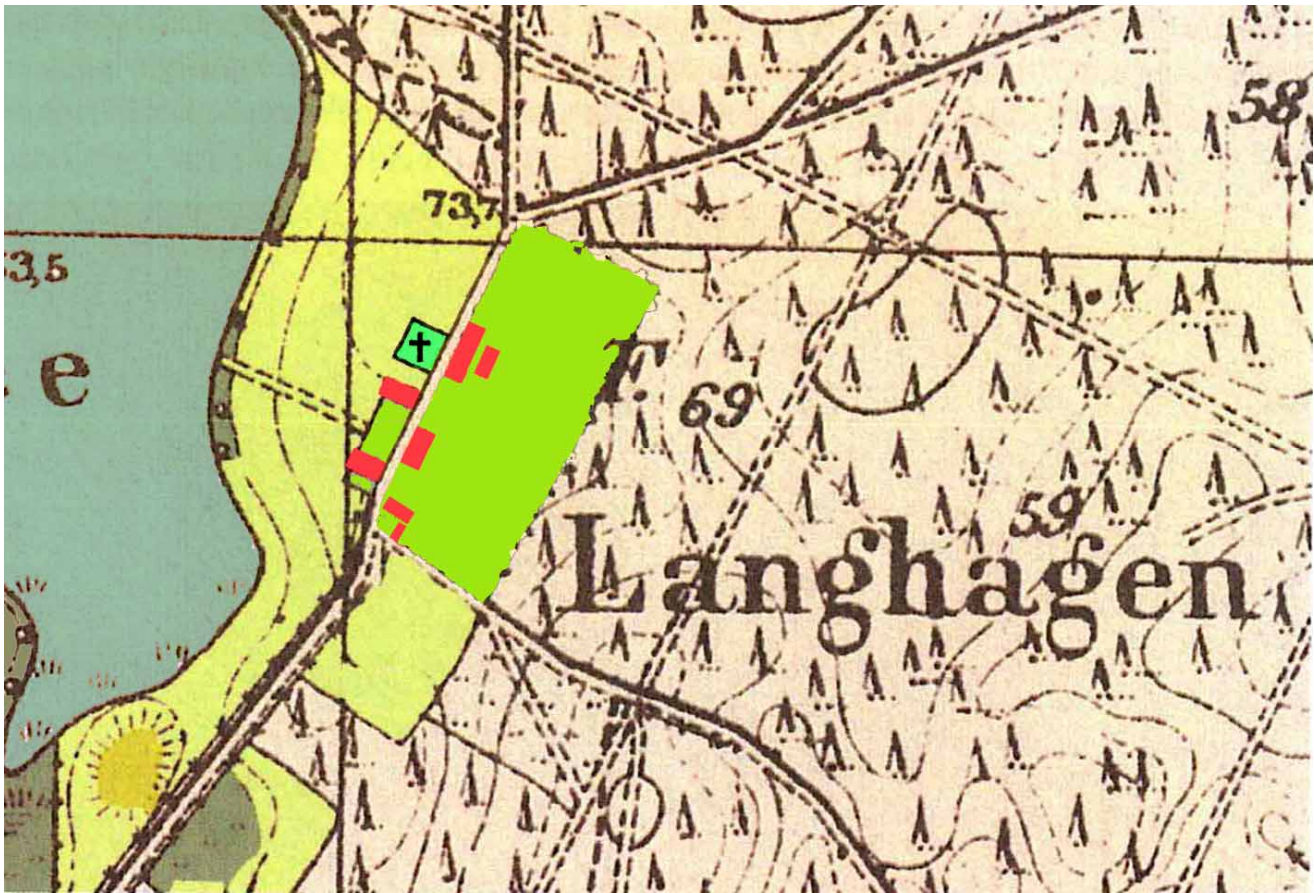
Nur wenige Jahre später war die Einwohnerzahl wieder deutlich zurückgegangen, 1885 zählte Langhagen 34, ein Jahr später nur noch 29 Einwohner, darunter nur vier Kinder. Während sich die Namen der „Arbeitsmann“-Familien und die des Kutschers wiederfinden, sind manche wohl nur zeitweise Langhagener gewesen, so wechseln die Namen der Revierjäger und Jägerburschen oder -lehrlinge mehrfach.

Auf Hahn, der 1888 nach Neustrelitz versetzt wurde, folgte der Forstmeister Friedrich von Wenckstern. Als der die Oberförsterei übernahm, bestand der Ort, wie aus dem Messischblatt, das in diesem Jahrzehnt gezeichnet wurde, ablesbar ist, aus dem Forsthaus, dem in Richtung Langhäger See zwei Wirtschaftsgebäude vorgelagert waren. Ein weiteres Wirtschaftsgebäude stand südlich vom Wohnhaus. An der Dorfstraße in Richtung Kratzeburg lagen zwei Forstarbeiterkaten, deren Bewohnerinnen und Bewohner sich ein Wirtschaftsgebäude teilten. Zudem ist ein kleiner Friedhof erkennbar.

Friedrich von Wenckstern wurde am 22. Juli 1853 in Neustrelitz geboren. Laut Borrmann, der ihn irrtümlicherweise Wenckstein nennt, entstammte er einer Neustrelitzer Offiziersfamilie (Borrmann 2010: 90), offenbar der des „Obristleutnants“ von Wenckstern.

Friedrich war verheiratet. Seine Ehefrau Hedwig kam aus Krümmel und wurde dort am 10. Juni 1855 als Tochter des Gutsbesitzerehepaars von Arenstorff geboren. Ihre Vorfahren hatten von 1606 bis 1609 erste Besitzanteile in Krümmel erworben. Ab 1705 gehörte den von Arenstorff ganz Krümmel einschließlich der Gerichtsbarkeit und des Kirchenpatronats.

Offenbar hatten Friedrich und Hedwig von Wenckstern keine Kinder. In einer Volkszählungsliste aus dem Jahr 1900 werden neben dem Ehepaar lediglich ihre Wirtschaftlerin Berta Albrecht, das Dienstmädchen Emma Schwinkendorf, der Diener August Kähler,



Langhagen auf dem Messtischblatt Nr. 2643 – Blankenförde – von 1882. Quelle: StUG 001 – Kartensammlung. Blaugrün: Langhäger See, hellgrüne Flächen vermutlich Weidenutzung, darin sandige Standorte, grüne Fläche: Leutegärten, Park am Forsthaus und Wirtschaftshof, grüngraue Flächen: feuchtere Standorte, im Umfeld junge Forsten. Zu erkennen ist auch – Fläche mit Kreuz – der Friedhof (Bearbeitung: Behrens 2021). Farbig erkennbar in der Internetausgabe der „Dorfzeitung“.

der Jäger Eduard Günther und der Jägerlehrling Hans Schütz als zur Wohnung der Oberförsterei gehörig genannt. Es deutet bislang nichts darauf hin, dass es Kinder gegeben haben könnte, die die elterliche Wohnung vielleicht bereits verlassen hatten.

Kutscher ist nun W. Krüger und als Arbeitsmänner mit ihren Familien werden J. Schäffer, Fr. Jürend, J. Jürend, G. Jürend, C. Reggentin, Fr. Reggentin, Fr. Kehnscherper genannt, dazu die Witwen Beu und Wiese. Die Zahl der Einwohner ist wieder auf 42 gestiegen. Es leben 14 Kinder im Dorf.

Als Friedrich von Wenckstern 1888 in die Oberförsterei einzog, gehörten zum Forstgut Langhagen 823,4 Hektar, davon waren zu der Zeit 50 ha Acker, 23 ha Wiesen, 24 ha Weiden, 650 ha Wald sowie 76,4 ha Gewässer, Öd- und Unland, Haus-, Hofraum und Wege (entsprach 1.196,14 bonitierte Scheffel) (Müller 1888: 146).

Einige Jahre später, 1896, hatte sich die zum Lehngut gehörende Fläche unwesentlich auf 835,9 ha vergrößert, davon waren fast unverändert 51,1 ha Ackerland, die bewirtschafteten Grünlandflächen hatten sich etwas vergrößert (24,1 ha Wiesen, 31,3 ha Weiden), auf 651,6 ha stand Wald und 77,3 ha umfassten die Gewässer sowie Wege, Öd- und Unland (Güter-Adreßbuch 1896: 130).

In den nächsten 20 Jahren nahm der Ackerbau stark ab. Von den insgesamt 823,4 Hektar wurden nur noch 18 ha beackert. Die Weidenutzung (durch Schafe) scheint aufgegeben worden zu sein, denn es wurden nur noch 40 ha Wiese verzeichnet, eine Angabe zu Weiden fand sich nicht. Ein Teil der zuvor landwirtschaftlich genutzten Flächen wurde aufgeforstet, denn der Waldanteil hatte sich von 651,6 ha (1896) auf 694,5 ha erhöht. Gewässer nahmen 71 ha in Anspruch, für Öd- und Unland sowie Wege fand sich ebenfalls keine Angabe (Maltzan 1920: 208). Vermutlich war auch ein Teil der Öd- und Unlandflächen aufgeforstet worden.

Langhagen nach dem Ersten Weltkrieg

Als der Erste Weltkrieg geendet hatte, war von Wenckstern immer noch Oberförster. Die Einwohnerschaft Langhagens war auf 23 Personen zurückgegangen. Im Forsthaus lebten noch sieben Personen, darunter keine Kinder mehr. Weitere Namen von Einwohnern sind Lewald, Wiese, Krüger, Reggentin und Krummsee. Dabei gehören die Familien Wiese (seit 1835) und Reggentin (Räckentin, seit 1869) gewissermaßen zu den Alteingesessenen.

Forstmeister Friedrich von Wenckstern versah seinen Forstdienst bis 1923 – in dem Jahr wurde er 70 Jahre alt! Borrmann beschrieb ihn als „der große und schnelle Läufer, da kaum jemand in der Lage war, ihm bei langen Fußmärschen zu folgen. Da der strenge und exakte von Wenckstein [sic!] auch sonst äußerst beweglich war, konnten sich seine Förster nie sicher sein, wo er einmal urplötzlich im Revier auftauchen würde“ (Borrmann 2010: 90).

Friedrich von Wenckstern verstarb am 26. Juli 1935 in Neustrelitz und wurde wohl auch dort begraben, denn in Langhagen findet sich – heute noch – nur der Grabstein seiner Frau Hedwig (*siehe Foto*), die dort bereits am 4.(?) Mai 1914 verstorben war. Er zeugt von der Ära der Oberförsterfamilie von Wenckstern und zugleich von einem Stück der Geschichte der von Arenstorff in Krümmel.

Die anderen Grabsteine auf dem Friedhof erinnern an die Geschichte der Forstarbeiterfamilien. So bezeugen zwei sehr schön erhaltene den frühen Tod einer Tochter der Familie Reggentin. Anna starb im Alter von erst 23 Jahren, und der Gedenkspruch auf dem Grabstein zeugt von dem großen Schmerz der Eltern: „*Ich war der Mutter Trost, dem Vater eine Freude. Gott aber liebt mich mehr, als meine Eltern beide.*“

Von 1918 bis in die Mitte der 1920er Jahre erregte Langhagen überregional politisches Aufsehen. Den Hintergrund dafür lieferten die Entwicklungen nach der Novemberrevolution 1918, die zur Abschaffung der Monarchie und damit auch der Großherzogtümer in Mecklenburg und zur Gründung der Freistaaten Mecklenburg-Strelitz und Mecklenburg-Schwerin geführt hatten. Um Langhagen entbrannten eigentumsrechtliche Auseinandersetzungen, in denen es um den Umgang mit dem persönlichen Besitz des großherzoglichen Hauses Mecklenburg-Strelitz ging.

Nach dem Selbstmord von Großherzog Adolf Friedrich VI. von Mecklenburg-Strelitz 1918 war Carl Michael zu Mecklenburg aus dem russischen Zweig des großherzoglichen Hauses Mecklenburg-Strelitz nach dem Hausgesetz der mecklenburgischen Dynastie der

einzig mögliche erbberechtigte Nachfolger. Carl Michael aber, bis 1916 General in der kaiserlich-russischen Armee und in Folge der Oktoberrevolution 1917 nach Dänemark emigriert, hatte bereits 1914 nach dem Tod von Adolf Friedrich V. auf seine Rechte verzichtet. Im Ersten Weltkrieg hatte er, seit 1914 als russischer Staatsbürger naturalisiert, auf russischer Seite gegen Deutschland gekämpft.

Im Januar 1919 verzichtete er noch einmal förmlich auf sein Thronfolgerecht, obwohl dies politisch keine Bedeutung mehr hatte, da die Großherzogtümer nicht mehr bestanden. Aber an seinen vermögensrechtlichen Ansprüchen, die auch das Forstgut Langhagen



Die Grabsteine von Hedwig von Wenckstern und Anna Reggenin auf dem alten Friedhof in Langhagen. Foto: Behrens, Mai 2021.

betrafen, hielt er auf dem Klageweg gegen den Freistaat fest. Da die Weimarer Verfassung in Artikel 153 das Privateigentum garantierte, forderte er wie die anderen Fürsten finanzielle Entschädigungen für entgangene Gewinne und die freie Verfügungsgewalt über seine Besitzungen zurück.

Die Auseinandersetzung zwischen Carl Michael zu Mecklenburg und dem Freistaat Mecklenburg-Strelitz ist in den Akten des Landeshauptarchivs in Schwerin dokumentiert und soll hier knapp zusammengefasst werden.¹⁰

Carl Michael musste sich mit Hinweis darauf, dass er gegen das Deutsche Reich gekämpft habe, vor allem des Vorwurfs der „Felonie“ erwehren und dies im Zusammenhang mit

¹⁰ LHA Schwerin, 5.12-6/2, Sign. 443, Ministerium der Justiz, Lehnsregistratur (Lehngüter III), Das Lehngut Langhagen, Amt Stavenhagen, früher Pertinenz von Klein Vielen, Laufzeit 1918–1940.

dem 10. Artikel der Verfassung des Freistaates Mecklenburg-Strelitz, der zur Aufhebung des Lehnsverbandes geführt hatte. Felonie bedeutete Bruch und Verletzung der Lehns-treue und mit diesem Vorwurf wurde Carl Michaels Lehns- und Erbfolge angezweifelt. Damit hätte er alle eigentumsrechtlichen Ansprüche, die sich nicht nur auf Langhagen, sondern auch auf Schloss Remplin richteten, verlieren können.

Eigenartig ist, dass er 1919 zunächst als Eigentümer von Langhagen in das Grundbuch eingetragen wurde, ein Umstand, den der Freistaat in Frage stellte und rückgängig machen wollte, den Carl Michael aber später noch argumentativ nutzte.

Interessant lesen sich die weit in die Geschichte ausholenden Begründungen dafür, warum z. B. die Zugehörigkeit zu einem feindlichen Staat und das Eintreten in fremde Dienste wie das russische Heer keine Felonie enthielten. Die Rechtsvertreter Carl Michaels bemühten hierfür zahlreiche, bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges reichende Beispiele für in fremden Heeren tätige mecklenburgische Offiziere. Felonie bestünde nur, wenn sich die Waffen desjenigen, der in fremde Dienste tritt, gegen seinen Lehnherren richteten, und dies wurde im Falle Carl Michaels bestritten. Die Gegenseite sezierte geradezu die Kriegereignisse, an denen Carl Michael teilgenommen hatte, um ein Verhalten zu finden, das die Felonie hätte begründen lassen. Schließlich wiesen Carl Michaels Vertreter noch darauf hin, dass im Falle der Zurückweisung der Klage dessen Neffe zum Erben würde und fragten, welchen Nutzen das Staatsministerium von der Fortführung des Prozesses erwartete.

Carl Michael konnte in dem Verfahren, das sich bis 1921 hinzog, letztlich Vergleiche erzielen, die ihm eine Entschädigung von fünf Millionen Mark für seinen Thronverzicht und die Anerkennung von Remplin und Langhagen als persönliches Eigentum einbrachten. Das Forstgut Langhagen verkaufte er dann für eine Million Mark an den Freistaat Mecklenburg-Strelitz, ein Preis, der vom Freistaat Mecklenburg-Strelitz als völlig überzogen gewertet wurde. Vom Staatsministerium Mecklenburg-Strelitz wurden 690.000 Mark für realistisch gehalten. Carl Michael hatte zuvor seinen Eigentumseintrag ins Grundbuch genutzt, um damit zu drohen, das von ihm auf den Wert von zwei Millionen Mark geschätzte Holz vollständig einschlagen zu lassen.

In den Archivalien findet sich ein schlüssiges Argument des Freistaates Mecklenburg-Strelitz dafür, einen höheren Preis zu zahlen als das Forstgut wert war.¹¹ Dabei deckten sich die Interessen des Freistaates mit denen, die im Jahre 1871 der damalige Großherzog am Erwerb Langhagens hatte. In einer Akte heißt es:

„Das Gut Langhagen ist, weil es für die Strelitzsche Staatsforstverwaltung gleichsam der Pfahl im Fleisch war, im Jahre 1871 vom Großherzog Friedrich Wilhelm gekauft und zum Sitz der Oberförsterei für das ganze umliegende Forstgebiet gemacht worden. In der Folgezeit ist Langhagen gleichzeitig Wohnort der Forstarbeiter geworden. Der Verlust Langhagens würde die Staatsforstverwaltung zum Aufbau einer neuen Oberförstereistelle und neuer Wohnstätten für Forstarbeiter zwingen, was bei den heutigen Preisen für den Staat einen weit größeren Schaden als ½ Million mehr an Kaufpreis bedeuten würde. Was

¹¹ LHA Schwerin, 5.12-6/2, Sign. 443, Ministerium der Justiz, Lehnsregistratur (Lehngüter III), Das Lehngut Langhagen, Amt Stavenhagen, früher Pertinenz von Klein Vielen, Laufzeit 1918–1940, Mecklenburg-Strelitzches Staatsministerium an Mecklenburg-Schwerinsches Justizministerium, 10. Dec. 1920, S. 2.

der wirkliche innere Wert von Langhagen ist, das beweist am besten der für die Größe des Gutes außerordentlich niedrige Hufenstand und weiter die Tatsache, daß der Strelitzsche Staat aus dem Gute bei Berücksichtigung aller Einnahmequellen, insbesondere aus Holz, Jagd und See an Reingewinn [...]“ – so laut der in der Akte dann folgenden Aufstellung – allein in den Jahren 1912 bis 1920 rote Zahlen schreiben musste, die sich in dieser Zeit auf über 20.000 Mark beliefen, bei einem Kaufpreis von 23.300 Thaler Courant 1871.

Eine detaillierte Beschreibung der wirtschaftlichen Verhältnisse mit einer eindrucklichen Darstellung der schwierigen naturräumlichen Verhältnisse findet sich in einem Gutachten, das der Güstrower Forstmeister Zeeden im Auftrag des Generalbevollmächteten Carl Michaels „über den Ertragswert des Rittergutes Langhagen“ anfertigte. Es soll hier in größeren Auszügen wiedergegeben werden:

„Das Meckl.-Schwer. Lehngut Langhagen b. Neustrelitz liegt fast ganz von Mecklenburg-Strelitzer Gebiet eingeschlossen, von Neustrelitz etwa 7 km, größtenteils schlechter Landweg, entfernt. Bis zum Bahnhof Kratzeburg ist es nicht ganz so weit, jedoch ist der Weg noch schlechter.

Langhagen ist groß 836,3 ha. Es besteht fast ganz aus Wald und ist rings von den ausgedehnten Forsten der Strelitzer Oberförsterei Langhagen umgeben, nur auf einer kurzen Strecke im Osten grenzt es an die Dorffeldmark Zierke. Außer dem Staatswald bilden im Süden, Westen und Norden noch größere Seen die Grenze, von denen der Langhäger See im Westen zum Gute gehört. Eigenartig und in jedem Fall der Aufklärung bedürftig sind die Eigentumsverhältnisse in Bezug auf den im Norden gelegenen Gr. Bodensee – der unweit davon gelegene Kl. Bodensee gehört zum Gut.

Nach dem Messtischblatt ist der Gr. Bodensee eine Strelitzer Enklave. Auch das Jagdrecht auf dem See ist ungeklärt. Es soll eine Bestimmung geben, nach welcher der nördlich angrenzende Besitzer des Rittergutes Adamsdorf erst dann schießen darf, wenn auf der Langhäger Seite der erste Schuß gefallen ist.¹²

Das Lehngut Langhagen hat früher oft den Besitzer gewechselt. Schließlich hat es der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz gekauft und den sehr minderwertigen Boden, der sich nicht für landwirtschaftliche Nutzung eignet, aufforsten lassen. Hauptsächlich wird der Ankauf aus jagdlichen Gründen erfolgt sein.

Für den Strelitzer Staatsforstbezirk hat aber das Gut eine besondere Bedeutung, weil es im Mittelpunkt des Reviers liegt und daher der gegebene Wohnsitz für den Oberförster ist.

Der als Wohnsitz des Oberförsters, Forstmeister von Wenckstern gewählte frühere, unweit des Langhäger Sees gelegene Gutshof besteht aus dem zweistöckigen Wohnhaus mit drei Wirtschaftsgebäuden, einem zweihisichigen und einem vierhisichigen Katen. Das wiederholt durch Anbauten vergrößerte Wohnhaus befindet sich in gutem baulichen Zustand, ebenso der vierhisichige Katen, die übrigen Gebäude sind schlecht.

¹² Zu den Grenzstreitigkeiten 1861 und zur Grenzregulierung vgl. die Ausführungen im vorliegenden Beitrag.



Der 4-hischige Katen in Langhagen in den 1930er Jahren. Die Dorfstraße ist noch unbefestigt. Quelle: Archiv Gisela Krull.

Der Dienstacker des Oberförsters ist von geringster Güte. Von der Ackerwirtschaft wird nur dann ein nennenswerter Ertrag zu erwarten sein, wenn dafür keine fremden Arbeitskräfte benötigt werden. Die zur Stelle gehörigen Wiesen und Weiden geben auch nur mäßige Erträge, die aber durch Meliorationen und Düngung ganz wesentlich zu heben sein werden.

Der Dienstgarten ist wie der Acker sehr wenig ertragreich. Die wenigen vorhandenen Obstbäume werden nach einigen Jahren derart vom Krebs befallen, daß sie eingehen.

Die Jagd wird sehr hoch zu bewerten sein. Es kommt Rot- und Damwild als Standwild vor, Schwarzwild ist selten. Die Niederjagd ist ganz unbedeutend, auch die Wasserjagd wird keine großen Ergebnisse bringen, da es sich um offene Seen mit wenig Rohr handelt. Die Fischerei auf 83,7 ha großen Seeflächen des Gutes scheint leidliche Ausbeute zu geben. Sie ist zur Zeit an den Forstmeister gegen eine jährliche Pacht von 120 M verpachtet. Die 676,7 ha große Forst besteht in der Hauptsache aus Kiefern, die wenigen vorhandenen Brücher sind schlecht, sie dienen anscheinend in der Hauptsache der Streunutzung. Einige auf Lücken in den Kiefernbeständen eingesprengte Laubholzgruppen, Akazien und *Prunus serotina*, sind von geringer Bedeutung. Mit einigen Eichen tragen sie zur Belebung der eintönigen Kiefernforst bei.

Der Boden ist trockener, kiesiger Sand, örtlich mit stärkerer Steinbeimischung. Er gehört, von Norden nach Süden besser werdend, der 5. – 3. Kieferntragsklasse an. Das Gelände ist hügelig, in den Niederungen in Brücher und Wiesen übergehend. Die Abfuhrverhältnisse sind daher nicht günstig, zumal noch die gleiche ungünstige Beschaffenheit des Geländes für die Wegestrecken bis zu den nächsten Bahnstationen Neustrelitz und Kratzeburg in Betracht komm[t].

Entsprechend den Bodenverhältnissen sind die Bestände der 3. – 5. Ertragsklasse zuzurechnen. Die meisten Bestände gehören der 4. Ertragsklasse an, nur ein geringer Teil der 5. Wo sich der Einfluß der Grundfeuchtigkeit bemerkbar macht, an den Seen und vor allem in den südlichen, mit Wiesen und Bruchflächen durchsetzten Revierteilen, sind die Bestände wesentlich besser und müssen der 3. Ertragsklasse zugerechnet werden.

Das Altersklassenverhältnis ist ungünstig. Es sind vorhanden

11,4 ha Kiefern von 81–100 Jahren

63 ha Kiefern von 61–80 Jahren

329,5 ha Kiefern von 41–60 Jahren

253,2 ha Kiefern von 21–40 Jahren

6,9 ha Kiefern von 1–20 Jahren

12,7 ha Blößen

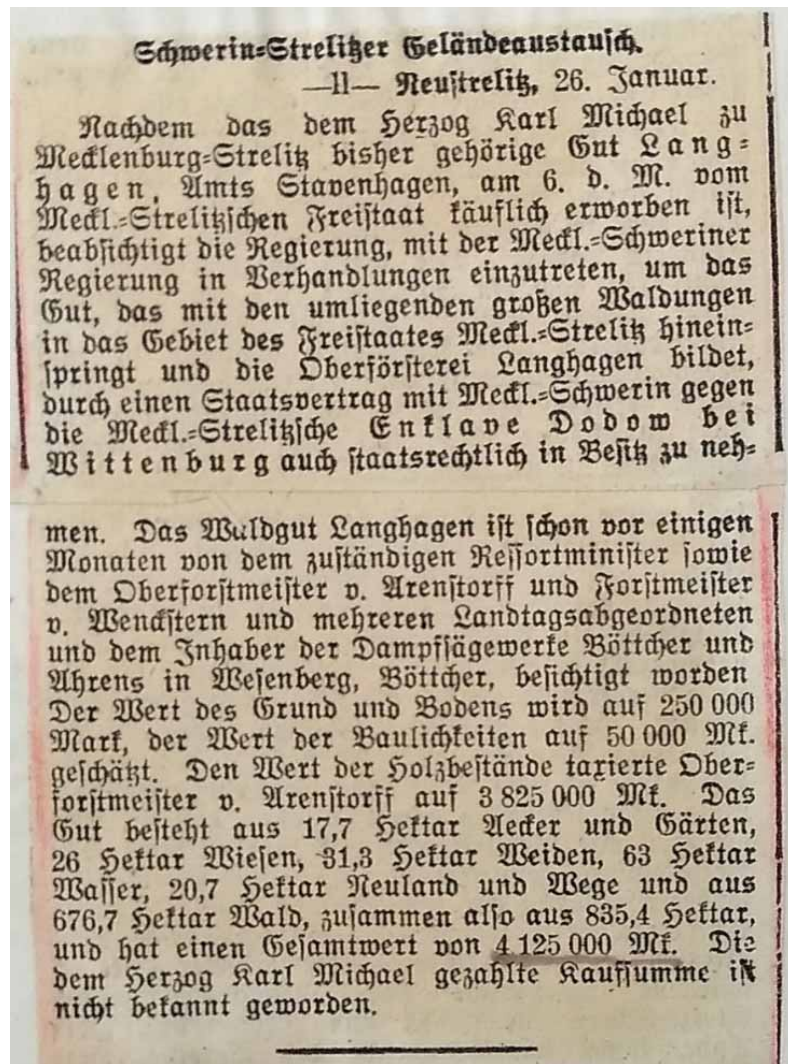
zusammen 676,7 ha.

Wie bereits erwähnt, handelt es sich in der Hauptsache um Bestände erster Aufforstung, die vor etwa 40 Jahren in Angriff genommen worden ist. Dies erklärt das Überwiegen der jüngeren Altersklassen. Eine nachhaltige, gleichmäßige Nutzung würde daher fürs erste nicht zu erreichen sein. Aber selbst wenn man dies wesentliche Ziel einer geordneten Forstwirtschaft anstreben wollte, so würde dies in Langhagen durch einen Übelstand unmöglich gemacht, der den ganzen Betrieb entscheidend beeinflusst.

Es zeigt sich hier wie überall bei ersten Aufforstungen auf altem Ackerland ein ausgedehntes Absterben der Kiefern, hervorgerufen durch einen Pilz, *Trametes*

radiciperda.¹³ Dieser Schädling hat örtlich bereits große Lücken und Blößen hervorgerufen, die man zum Teil mit Laubholz ausgeflanzt hat, die aber außerdem noch in solcher Ausdehnung vorhanden sind, daß ein Ausgleich durch Ausflanzung im Ganzen als nicht wohl durchführbar, auch als nicht zweckmäßig erachtet wird. Es wird nichts anderes übrig bleiben, als den größten Teil der Bestände vorzeitig, ehe sie das Hauberkeitsalter erreicht haben, zu nutzen und die Flächen neu aufzuforsten. Nach den bisherigen Erfahrungen werden solche 2. Aufforstungen nicht mehr wesentlich vom Pilz heimgesucht.

Aus vorstehenden Ausführungen ergibt sich, daß eine Ermittlung des Ertragswertes, für die eine normale Bewirtschaftung des Waldes als Grundlage dient, nicht wohl zu einem Ergebnis führen kann, das die tatsächlichen Erträge der nächsten 20 Jahre einigermaßen zutreffend zum Ausdruck bringt. Eine derartige Feststellung ist nur möglich auf Grund einer eingehenden Feststellung der für jeden einzelnen Bestand als notwendig erachteten Maßregeln, mithin nur an der Hand eines neu aufzustellenden Betriebsplanes.



„Schwerin-Strelitzer Geländeaustausch“ – Mecklenburgische Zeitung Nr. 21 vom 26. Januar 1921.

¹³ Der Pilz greift Fichten und Kiefern von der Wurzel aus an. Das Holz nimmt dabei eine schmutzviolette, zuletzt bräunliche Färbung an und wird schwammig. Die Erkrankung wird auch als Rotfäule der Nadelhölzer bezeichnet.



Blick entlang der Dorfstraße in Langhagen 2021. Rechts der ehemaligen 4-hischtige Katen. Foto: Behrens.

Doch ein weiterer Umstand erschwert die Abgabe eines zutreffenden Erachtens, die Preisfestsetzung für das zu verkaufende Holz. Die Durchschnittsergebnisse der letzten Friedensjahre sind dafür nicht verwendbar, aus den Kriegsjahren fehlen sie. Die jetzigen Preise sind zu anormal, daß sie auch nicht benutzt werden können. Ich habe daher, um zu einem greifbaren Ergebnis zu kommen, die doppelten Friedenspreise meiner Berechnung zu Grunde gelegt in der Erwägung, daß dies voraussichtlich die niedrigsten Preise sein werden, die in

den nächsten 20 Jahren erzielt werden. In gleicher Weise bin ich bei der Bewertung der Jagd verfahren. Die Jagd hat einen ganz besonderen Luxuswert, der für diese Ertragsberechnung nicht wohl berücksichtigt werden kann.“¹⁴

Auf dieser Berechnungsgrundlage kommt Forstmeister Zeeden zum Ergebnis, dass unter Berücksichtigung aller möglichen ertragssteigernden Maßnahmen jährliche Reinerträge von 20.600 M möglich wären, von denen nach Abzug des Gehaltes und der Unkosten von 5.600 M, die für einen Förster zu veranschlagen wären, 16.000 M übrigblieben. Auf 25 Jahre berechnet, betrüge der Ertragswert des Forstgutes 400.000 Mark. Trotz dieses kargen Ertragswertes kam Zeeden, dem von Forstmeister Regenstein zu Camin und Kammerherrn Werner Emil von Bülow zu Doberan assistiert wurde, zu einem Schätzergebnis von 2,8 Millionen Mark, den der „gemeine Wert“ des Forstgutes betragen sollte.

Nicht erwähnt wurde von der Klägerseite Carl Michaels, dass das Gut bis zum Tod des Großherzogs Adolf Friedrich VI. keinerlei Steuern bezahlt hatte und dass die Reinerträge bis 1917 stets Minuserträge gewesen waren. Und „als von der Steuerbehörde im Jahre 1918 wegen der Ergänzungssteuer nach dem Werte des Gutes Langhagen gefragt wurde, ist dieser am 9. Juni 1918 mit 97.317 Mark angegeben worden“.¹⁵

Gleichwohl wurde Zeedens Schätzwert vom Mecklenburg-Schwerinschen Finanzministerium im Dezember 1920 in etwa bestätigt, das den Wert auf 2,5 Mio. Mark schätzte. Und eine Besichtigung des Forstgutes durch den Mecklenburg-Schwerinschen Finanzminister in Begleitung des Oberforstmeisters v. Arenstorff, Forstmeisters v. Wenckstern und mehrerer Landtagsabgeordneter erbrachte sogar noch einen höheren Wert von 4,125 Mio

¹⁴ LHA Schwerin, 5.12-6/2, Sign. 443, Ministerium der Justiz, Lehnsregistratur (Lehngüter III), Das Lehngut Langhagen, Amt Stavenhagen, früher Pertinenz von Klein Vielen, Laufzeit 1918 – 1940, Erachten des Forstmeisters Zeeden – Güstrow über den Ertragswert des Rittergutes Langhagen R. A. Stavenhagen, 9.2.1920.

¹⁵ LHA Schwerin, 5.12-6/2 Sign. 443, Schreiben Meckl. Ministerium Abteilung für Finanzen an Ministerialdirektor Tiedemann vom 4. Februar 1920.



Das ehemalige Guts- und Forsthaus in Langhagen im Mai 2021. Foto: Behrens.

Mark.¹⁶ So konnte die Festsetzung eines an Carl Michael zu zahlenden Kaufpreises von einer Million Mark noch als „Schnäppchen“ verkauft werden.

Der Verkauf des kargen Lehnguts war für Carl Michael zu Mecklenburg am Ende ein erfreuliches Ereignis: Neben den fünf Millionen Mark Entschädigung für den Thronverzicht erhielt er eine Million aus dem Verkauf von Langhagen und dazu Schloss Remplin – und das alles zu seinem Glück kurz vor Beginn der Hyperinflation.

Der Fall beschäftigte intensiv die Öffentlichkeit, wurde in der Presse thematisiert und „war lange ein Argument der Befürworter der Fürstenenteignung. Der Vergleich war in den Augen der Kritiker ein abschreckendes Beispiel dafür, ‚wie Landesverrat den reichen Segen Gottes und der Republik nach sich zieht‘. Er sorgte dafür, dass Carl Michaels öffentliches Ansehen dauerhaft geschädigt blieb.“¹⁷

Zurück zu den weiteren Entwicklungen in der Oberförsterei Langhagen.

Auf Friedrich von Wenckstern folgte Forstmeister Veit Ludwig von Seckendorff, der die Oberförsterei bis 1934 und dann das Forstamt Langhagen von 1934 bis 1945 leitete. Seckendorff, ein Deutsch-Nationaler, war eng mit Baron le Fort auf Boek befreundet, der

¹⁶ Mecklenburgische Zeitung Nr. 21 vom 26.1.1921.

¹⁷ https://de.wikipedia.org/wiki/Carl_Michael_zu_Mecklenburg (25.7.2021). Zitat aus Die Weltbühne 22 (1926): 314.



Ilse Schleede (links) und Engel-Elisabeth von Reden. Quelle: Nachlass Ilse Hackert.

„Luisenbund“ (Bund Königin Luise), in dem beide bis zu dessen Selbstaflösung am 2. April 1934 Mitglied waren.¹⁸

Zusammen mit Ilse war auch Beate v. Dewitz aus Cölpin bei Neubrandenburg für kurze Zeit in Langhagen. Am 1.10.1938 begann Engel-Elisabeth v. Reden aus Reden bei Hannover dort ebenfalls eine Lehre. Sie und Ilse waren fast gleichaltrig und verstanden sich sehr gut. Ihre Lehrzeit bestand aus praktischer Arbeit und theoretischen Unterweisungen seitens der Lehrfrau. Das hatten sie in dem eigens dafür vorgesehenen Buch „Aus meinen Lehrjahren – Merkbuch für Lehrlinge im landwirtschaftlichen Haus-Werk“ zu dokumentieren.

Walter Hackert besuchte seine Verlobte mehrere Male. Die damals 10-jährige Tochter der Lehrfrau, Marie-Elisabeth v. Seckendorff, musste die beiden auf ihren Spaziergängen als „Sittenwächterin“ begleiten.

Im Sommer 1939, als v. Seckendorffs im Urlaub waren, kehrte Ilse Schleede noch einmal nach Langhagen zurück, um in der Wirtschaft auszuhelfen. Durch den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs kam ihre anschließend geplante Heirat vorerst nicht zustande. Erst zwei Jahre später konnten sie und Walter Hackert vor den Traualtar treten. Ilse Hackerts

während des faschistischen Kapp-Putsches 1923 Waren mit Artilleriegeschützen beschießen ließ. In v. Seckendorffs Amtszeit fiel der große Waldbrand an der Müritz, durch den 1934 etwa 1.500 Hektar Wald geschädigt wurden, darunter 450 Hektar des Forstamtes Langhagen (Borrmann 2010: 91, vgl. auch Rehmer & Strasen 2011: 78).

Im Nachlass von Ilse Hackert aus Neustrelitz finden sich zwei Dokumente, die Aufschluss über die wirtschaftlichen Verhältnisse Langhagens unter der Ägide Veit Ludwig von Seckendorffs geben.

Ilse Hackert, geb. Schleede, war vom 1.3.1938 bis zum 31.3.1939 Landwirtschafts- und Hauswirtschaftslehrling im Forstamt Langhagen. Als sie die Lehre begann, war sie 20 Jahre alt und mit Walter Hackert, damals Revierförster in Klein Vielen, verlobt. In Langhagen wollte sich die zukünftige Ehefrau auf die Haushaltsführung einer Försterei vorbereiten.

Ihre Lehrfrau war Freifrau v. Seckendorff. Sie kannten sich durch den „Luisenbund“.

¹⁸ https://de.wikipedia.org/wiki/Bund_Königin_Luise (1.10.2021).

„Lehrbuch“ ging durch den Zweiten Weltkrieg verloren. Nach der Wende vermachte ihr Engel von Reden ihr Exemplar, das sie wie einen Schatz hütete und aufbewahrte. An ihre Zeit bei der Familie von Seckendorff erinnerte sie sich später immer wieder gern. „Langhagen war meine zweite Heimat“, resümierte sie dann.



Mitglieder des „Luisenbundes“ Anfang der 1930er Jahre. In der vorderen Reihe als 3. von links Frau von Seckendorff. Aus Langhagen ferner links Wirtschaftlerin Bartelt, zweite Reihe 1. und 2. von links Erna Wiese und Anna Rossow. Quelle: Nachlass Ilse Hackert.

In dem „Merkbuch“ werden detailliert die wirtschaftlichen Verhältnisse des Forstgutes Langhagen für diese Zeit beschrieben.

Die Größe der landwirtschaftlich genutzten Fläche betrug damals noch 10 Hektar, davon 1,5 ha Ackerland und 8,5 ha Wiese und Weide. Die Bodenbeschaffenheit wurde mit „Sandboden“ angegeben.

Zum Viehbestand gehörten 3 Pferde, 1 Bulle, 4-5 Kühe, 2-3 Jungvieh, 1-2 Kälber und durchschnittlich 3 Schweine. Ständige Arbeitskräfte waren lediglich der Kutscher und seine Frau. Die (zwei) Lehrlinge erhielten kein Taschengeld, zahlten aber auch kein Lehr- oder Kostgeld. Die Lehrfrau (von Seckendorff) kam lediglich für die Krankenkassenbeiträge auf.

Zum Haushalt gehörten 10 Personen und zum Gesinde zwei Hausmädchen. Gekocht wurde auf einem elektrischen Herd und einem mit Holz und Briketts geheizten Herd der Firma Senking. Im Sommer wurde mehr mit dem elektrischen Herd gekocht, da der Senkingherd nach Auskunft des Lehrlings sehr heiß und damit die Hitze in der Küche unerträglich wurde.

In die Küche war als Besonderheit eine Räucherammer eingebaut. Licht kam durch ein dreiteiliges Fenster und eine Glastür, die nach draußen in den Garten führte. Der Fußboden war gefliest. Es gab eine elektrische Wasserversorgung und elektrische Beleuchtung (Wechselstrom, 220 Volt).

Die 10 Personen aßen zusammen an einem Tisch; es gab vier Mahlzeiten: um halb acht Uhr morgens, 12 Uhr, 16 Uhr und 19 Uhr. Die Küche bewirtschaftete die Ehefrau von Seckendorff im Sommer mit einer Wirtschaftlerin und einem Lehrling, im Winter mit zwei Lehrlingen. Einmal in der Woche wurde Brot gebacken und zum Sonntag Kuchen. Für



Ilse Schleede (rechts) mit Anna Rossow vor der Scheune des Forstamtes in Langhagen. Quelle: Nachlass Ilse Hackert.

die Beköstigung einer Person rechnete man monatlich mit 2,5 kg Kartoffeln, 2 kg Brot, 2 kg Fleisch, 3 l Milch, 8-10 Eiern, 1/4 kg Fett und 1/8 kg Fettbutter bzw. Schmalz.

1937 wurden 2 Schweine geschlachtet, 1938 vier mit einem Gewicht zwischen 140 und 180 kg.

Das Merkbuch enthält zwei große Abteilungen, die Hauswirtschaft und die Außenbetriebe. Zur Hauswirtschaft gehörte

a) die Kücheneinrichtung mit Angaben zu Kochen, Backen, Mengen- und Kostenrechnung, Schlachtereie (mit Beispiel-Tabelle für Pökelfaß und Räucherammer), dazu Beschreibungen des Backens, Einmachens, Überwinterns von Obst und Gemüse und der Aufbewahrung von Eiern

b) Wäsche: Alle drei Wochen wurde gewaschen, mit der Hand, aber auch maschinell, es gab einen Plättofen. Das bewerkstelligten eine Frau aus Langhagen, die beiden Hausmädchen und ein Lehrling. Zum Waschen wurde auch gesammeltes Regenwasser genutzt.

c) Hausarbeit: Im Forsthaus gab es fünf Wohnräume, sechs Schlafräume, ein Badezimmer,

eine Waschküche, eine Futterküche und drei Kellerräume. Die Fußböden waren aus gestrichenen Dielen. Die Reinigungsarbeiten nahmen erhebliche Zeit in Anspruch.

d) Nadelarbeit und Weberei: Geflickt und genäht wurde bereits mit einer Pfaff- und einer Singer-Nähmaschine.

Zu den Außenbetrieben gehörten:

a) die Milchviehhaltung und Milchwirtschaft mit einem Beispiel für ein Melkregister sowie Beschreibung des Butterns, der Käsebereitung und einiger Rezepte. Täglich wurden von den 4-5 Kühen ca. 13 Liter gemolken, als Zentrifuge diente eine der Firma Westfalia. Der durchschnittliche Ertrag je Kuh lag bei 1000 l, die beste Kuh gab auch einmal 2000 l. Gemolken wurde von der Frau des Kutschers, die Milchwirtschaft insgesamt wurde vom Kutscherehepaar und einem Lehrling betrieben. Ein- bis zweimal in der Woche wurde gebuttert und Koch- und Handkäse hergestellt. Die Milch wurde vollständig im Försterhaushalt verbraucht bzw. verarbeitet, verkauft wurde nichts.

b) die Kälberaufzucht und Schweinehaltung mit Angaben zur Fütterung der Zuchtsauen, Ferkel und Läufer sowie der Mastschweine. Die Schweinehaltung unterstand der Lehrfrau (von Seckendorff).

c) die Kleintierzucht: Im Forsthaus Langhagen wurden weder Ziegen noch Kaninchen gehalten. Es gab 1938/39 allerdings 55 Hühner, 11 Gänse und 4 Enten. Die beste Henne legte 155 Eier im Jahr, das Durchschnittsgewicht der Eier betrug 55 Gramm. 21 Küken schlüpften im März bzw. Mai 1939 aus zwei Gelegen.

d) die Geflügelzucht mit Angaben über die „Naturbrut“, Fütterung und Aufzucht des Junggeflügels, Futtermittelzusammenstellungen, Beschreibung der Herrichtung des Schlachtgeflügels zum Verkauf.

e) der Gartenbau mit Ernte und Herrichtung zum Verkauf und Beschreibung der Gartenarbeiten während der verschiedenen Jahreszeiten: Gartenbau wurde auf 0,125 ha betrieben. Obst wurde von 2 Kirsch-, 10 Pflaumen-, 13 Apfel-, 1 Quitten- und 1 Birnbaum geerntet. Als Apfelsorten finden sich u. a. 1 weißer Klarapfel, 1 Hasenkopf, 1 Zitronenapfel, 1 Baumanns-Renette, 1 Landsberger-Renette, 1 Kapuziner-Renette, 1 Cox Orange, 2 Winter-Calville, 2 Wirtschaftsapfel. 65 Johannisbeer-, 30 Stachelbeer- und 20 Himbeersträucher lieferten das Beerenobst!

f) die Bienenzucht: Diese Rubrik findet sich im Lehrlings-Merkbuch, aber Bienen wurden im Forstamtshaushalt nicht gehalten.

Im Anhang zum Merkbuch führten die Lehrlinge Küchenzettel auf, beschrieben detailliert einige Arbeitstage und fertigten Grundrisszeichnungen von Küche und Nutzgarten an.

Ilse Hackert stand bis zu ihrem Tod mit Marie-Elisabeth von Seckendorff, die in die niedersächsische Adelsfamilie von Elterlein eingeeiratet hatte, in Kontakt. In einem Brief Marie-Elisabeth von Elterleins aus dem Jahr 2001 finden sich einige Informationen darüber, wie Veit Ludwig von Seckendorff nach Langhagen kam, Hinweise auf die Gestalt des Forstgutshofes und zudem auch Hinweise auf die familiären Verhältnisse von Seckendorffs Vorgänger Friedrich von Wenckstern:



Getreide- und Kartoffelernte in Langhagen, 1930er Jahre.
Fotos: Archiv Peter Hellwig.

„In der höheren Forstlaufbahn ist es üblich, das nach abgeschlossenem Studium die Referendarzeit beginnt, auch „Reisezeit“ genannt, da innerhalb von fast zwei Jahren etliche Forstämter, d. h. damals hieß es noch Oberförstereien, besucht und etliche Praktika durchgeführt werden müssen.

Mein Vater wählte als erstes Langhagen, es folgen dann noch 17 Forstämter in Nord-, Ost- und Mitteldeutschland. Ich habe nun den für Mecklenburg-Strelitz interessanten Text herausgewählt. Ich glaube, es wird Ihren Mann interessieren. Wenn der Text bei irgendwelchen heimatgeschichtlichen Beiträgen verwendet werden kann, habe ich nichts dagegen. Interessant die politischen Verhältnisse damals! Forstmeister v. Wenckstern war also damals sein Chef, und später wurde mein Vater auf eigenen Wunsch dessen Nachfolger in Langhagen. Dieses Forstamt galt allgemein als schön, dazu der hohe Wildbestand, aber es war wirtschaftlich mehr als schwierig, was meine Mutter ja meisterlich hinbekommen hat. Dieses Forstamt war bekannt, daß es meistens zwei Hausfrauen verbrauchte!

Auch Herr v. Wenckstern war zweimal verheiratet, seine erste Frau liegt in Langhagen auf dem Friedhof begraben, der Grabstein steht heute noch. Seine zweite Frau stammte aus Neustrelitz, sie war wohl eine geborene Wenzel, hieß mit Vornamen Luise [...].

Das Forstamtsgebäude ohne Anbau entsprach vollkommen einem kleinen spätklassizistischen Herrenhaus. Und die Wirtschaftsgebäude waren symmetrisch angeordnet, links unser Stall mit Scheune, weiß gestrichen mit oben Fachwerk und rechts ein Bau im selben Stil, nur hatte die Familie Wiese als Pächter nicht das Geld, auch die Wände weiß zu tünchen. Vorn die beiden Linden vor dem Haus, hinten der Garten als kleiner Park.“¹⁹

5. Langhagen nach 1945

Nach der Befreiung vom Faschismus übernahm kurzzeitig Revierförster Hans Holldorf aus Neustrelitz die Leitung des Forstamtes. Er wurde wegen seiner NSDAP-Mitgliedschaft im Sommer 1945 verhaftet, sodass ein neuer Leiter kam, Oberförster Karl-Heinz Waak aus der Revierförsterei Blankenförde.

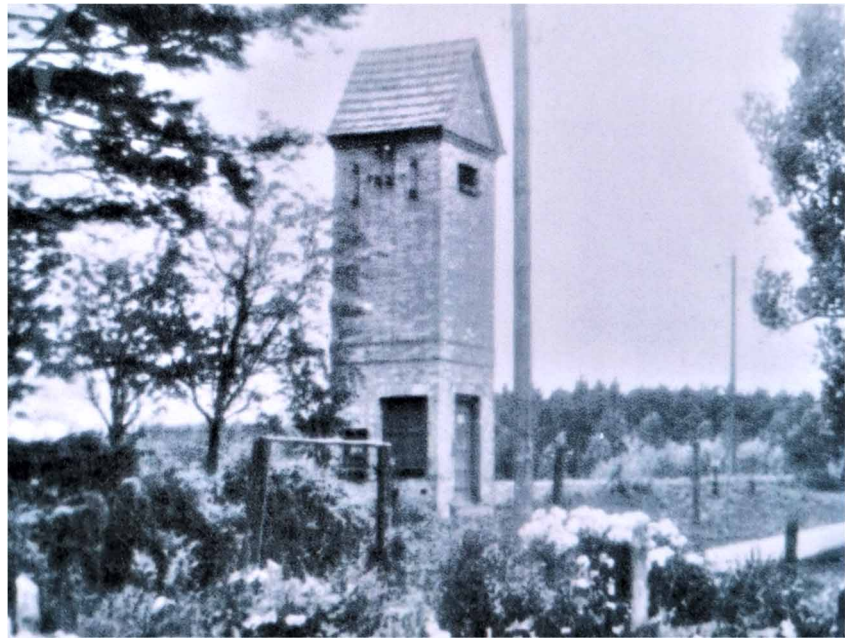
Wiederum für eine kurze Zeit, zwischen 1950 und 1951, wird ein Oberförster Mönke genannt, und spätestens mit der Bildung der Staatlichen Forstwirtschaftsbetriebe in der DDR im Jahre 1952 wurde Revierförster Werner Hellwig, der als Sohn des Oberförsters Bernhard Hellwig und seiner Frau am 12. März 1903 in Kratzeburg geboren worden war, zum Oberförster von Langhagen ernannt. Er blieb es bis zu seiner Invalidisierung 1971. Die Familie behielt bis zu Hellwigs Tod am 23. Februar 1981 das Wohnrecht im Forsthaus Langhagen.

Die Nachfolger Hellwigs hießen Oberförster Günter Reinsberg (von 1971 bis Oktober 1984) und Forstmeister Dr. Günter Spank (ab 1984). Die Verwaltungsstrukturen änderten sich in dieser Zeit mehrmals.

¹⁹ Brief Marie-Elisabeth von Elterlein (geb. von Seckendorff) an Ilse Hackert 25.11.2001 (Nachlass Ilse Hackert, mit freundlicher Genehmigung von ihrer Tochter Christiane Witzke).

Ab 1. Januar 1992 wurde Langhagen wieder zum Forstamt, allerdings mit Sitz in Neustrelitz, Spank behielt die Leitungsfunktion.

Anfang der 1950er Jahre sind noch alle zum ehemaligen Gutshof gehörenden Gebäude erhalten, neben dem Forsthaus die ehemalige zweihischige und die vierhischige Kate, dazu deren Stallgebäude und je eine kleine Scheune. Auch die ehemaligen Gutsställe bzw. -scheunen stehen noch. Zudem ist im Vergleich zum Messtischblatt von 1882 eine kleine Kapelle am Friedhof erkennbar; sie ist vermutlich Anfang des 20. Jahrhunderts errichtet worden.



Das einstige Traföhäuschen in Langhagen, 1930er Jahre.
Foto: Archiv Peter Hellwig.

Unter den Bewohnern der ehemaligen vierhischigen Kate am Ortsausgang nach Kratzeburg finden sich Anfang der 1950er Jahre die Namen Prade, Köpke, Wiese, Bernau, Böckler, Mainz, Hauke, Weber und Rosenberg, im Forsthaus die Namen Hellwig, Masarek, Schütz, Mankowski, Tietz und Holldorf, und in der ehemaligen zweihischigen Kate am Ortsausgang nach Blankenförde/Prälank wohnen Rossow, Jaschob, Winter, Wagner und Schimmelpfennig. Nur der Name Wiese deutet auf einen Familiennamen hin, der sich in Langhagen bereits im 19. Jahrhundert findet. Das bestätigt letztlich die fortwährende Fluktuation in der Einwohnerschaft des Ortes und damit auch die schwierigen Lebensbedingungen, denen die Bewohner ausgesetzt waren.

Ab dem 1. Januar 1996 wurden die Waldflächen des Müritz-Nationalparks, in dem auch überwiegend die des bisherigen Forstamtes Langhagen lagen, in die Zuständigkeit des Nationalparks übertragen.

Das Forstamt Langhagen wurde aufgelöst, und Dr. Spank wechselte in die Nationalparkverwaltung (vgl. Borrmann 2010: 92 f.). Das ehemalige Guts- und Forsthaus wurde verkauft und hatte in den Folgejahren mehrere Besitzer. Die Flächen mit der Kapelle und dem Friedhof kamen unlängst in das Eigentum bzw. die Verwaltung des Nationalparks. Langhagen hat nicht nur eine bewegte Eigentumsgeschichte hinter sich, sondern auch – mit den Besitzerwechseln verbunden – eine bewegte Nutzungsgeschichte, die sich im Karten- und Luftbildvergleich verfolgen lässt (vgl. Abb.).

Für die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg zeigt sich zunächst der Wandel von einer landwirtschaftlich geprägten Pertinenz des Gutes Klein Vielen, die im 18. und 19. Jahrhundert als „eingepfarrter Hof“ in den Martinilisten der Pfarrgemeinde Peckatel verzeichnet wurde, hin zu einem eigenständigen Gut, das ab 1835 existierte. Die überwiegend



Die ehemalige Leichenhalle/Kapelle in Langhagen im Mai 2021. Foto: Behrens.

landwirtschaftliche Nutzung ist aus der Wiebekingschen bzw. Schmettauschen Karte deutlich ablesbar.

Mit dem Kauf durch den Großherzog von Mecklenburg-Strelitz im Jahre 1871 wird Langhagen zur Oberförsterei und im Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Staats-Kalender weiter als ritterschaftliches Gut aufgeführt.

Auf dem Messtischblatt von 1882 ist in der Flächennutzung der Wandel vom Landwirtschaftsgut zum Sitz einer Oberförsterei bereits sichtbar.

Der größte Teil der zuvor landwirtschaftlich genutzten Flächen wurde aufgeforstet. Im ortsnahen Bereich, auf den Flächen hinter den Wohnhäusern und denen, die von der Ortsstraße bis an die Seeufer im westlichen und südlichen Bereich reichen, bleibt zur Selbstversorgung eine landwirtschaftlich-gärtnerische Nutzung erhalten und dies bis in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, wie das Gutachten des Güstrower Oberförsters Zeeden belegt. Der Fischbesatz im Langhäger See leistete bis dahin wohl stets seinen Beitrag zu dieser Selbstversorgungswirtschaft. Das Luftbild von 1953 lässt mit dem Bild einer kleinteiligen Bodennutzung auf die Fortdauer dieser Nutzungen bis nach dem Zweiten Weltkrieg schließen. Knapp 40 Jahre später, im Luftbild von 1991, sind die offen als Acker- oder Grünland genutzten Flächen noch in Resten erkennbar. Teilweise waren bereits vor der „Wende“ Aufforstungen erfolgt. Zeitzeugen berichten, dass die zum einstigen Gut gehörenden beiden großen Wirtschaftsgebäude in den 1970er bzw. 1990er Jahren abgetragen wurden.

Einen grundlegenden Wandel erfuhr zwischenzeitlich offenbar der Landschaftswasserhaushalt. Sichtbar wird dies am Wasserstand des Langhäger Sees. Bis in die letzten Jahre des 19. Jahrhunderts hinein war der See „ungeteilt“ als eine große offene Wasserfläche erkennbar, danach verlandete der mittlere Teil, sodass sich zwei Teile mit offenen Wasserflächen bildeten – ein Hinweis auf gesunkene Wasserstände.



Landschaftswandel in und um Langhagen im Karten- und Luftbildvergleich von oben links nach unten rechts: Wiebekingsche Karte 1786, Schmettausche Karte 1788, Messtischblatt 1882, Luftbild 1953, Luftbild 1991, Luftbild 2021. Quellen Luftbilder und Karten siehe Quellenverzeichnis.

Seit der Aufgabe des Forstamtssitzes 1996 und der Übernahme der ortsnahen Flächen durch den Nationalpark wachsen die Offenländereien weiter zu. Nur die Gärten an den Wohnhäusern und der kleine Park hinter dem ehemaligen Guts- und Forsthaus werden noch bewirtschaftet, die Flächen zwischen der befestigten Straße und dem Seeufer verbuschen immer mehr und werden mit der Zeit zu Waldflächen, trotz zwischenzeitlichen Holzeinschlages neben dem alten Friedhof.

Mit den Verwaltungsänderungen der 1990er Jahre und mehreren Eigentumswechseln gerieten die Kapelle und der kleine Friedhof aus dem „Pflegeblick“. Der Friedhof wirkt heute verwahrlost. Ein Grab, das von Wilhelmine und Christian Böckler, wird von einem Nachfahren bis heute gepflegt. Die kleine Kapelle, ein massiver kleiner Klinkerbau mit einem Satteldach, weist erste Schäden im Dach auf. An der Kapelle wächst beidseitig ein alter Efeu, der sich bereits in die Dachflächen hinein entwickelt hat und ebenfalls dringend der Pflege bedarf. Auf einer Seite ist er fast vollständig abgestorben. Es ist ggf. sinnvoll, ihn ganz zu entfernen, um das Mauerwerk und das Dach zukünftig zu schützen. Gegenüber dem Forsthaus auf dem alten Wirtschaftshof wurden irgendwann nach 1990 ein Arboretum angelegt und Baum- und Straucharten mit Informationstafeln gekennzeichnet. Davon finden sich noch einige spärliche Reste. Die Transformatorenstation, das Trafohäuschen, das am Ortseingang aus Richtung Kratzeburg stand, ist verschwunden. Es gibt nur noch ein historisches Foto von dem schönen Bau, das auch zeigt, dass die Flächen Richtung Langhäger See damals noch bewirtschaftet wurden.

Aktuell bietet sich kein schönes Bild für die zahlreichen Erholungssuchenden, die auf ihrem Weg durch den alten Ort kommen, der sterbend anmutet. Langhagen mit seinen kulturhistorischen Relikten droht im Wald zu verschwinden – soll das die Zukunft sein?

Quellen

Sekundärliteratur

- Borrmann, K. 2010: Mecklenburg-Strelitzer Forstamts-Geschichten. Hrsg. vom Waldmuseum „Lütt Holthus“ Lüttenhagen. Neustrelitz.
- (E. Brückner) 1896: Güter-Adreßbuch für Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz. Neubrandenburg.
- Maltzan, A. 1920: Mecklenburg – Schwerin und Strelitz. Oldenburgischer Landesteil Lübeck, Städte Bremen, Lübeck, Hamburg. Berlin.
- Mecklenburgische Zeitung Nr. 21 vom 26.1.1921.
- Müller, T. 1888: Handbuch des Grundbesitzes im Deutschen Reiche. Berlin.
- Raabe, W. 1894: Mecklenburgische Vaterlandskunde. Bd. 1: Spezielle Ortskunde beider Großherzogthümer Mecklenburg Wismar.
- Rehmer, H.-J. & Strasen, G.-A. 2011: Mecklenburg-Strelitz 1918 – 1945. Ein Land im Umbruch. Friedland.
- Verein für Meklenburgische Geschichte und Altertumskunde (Hg.) 1863: Mecklenburgisches Urkundenbuch, Band 1. Schwerin.
- Verein für Meklenburgische Geschichte und Altertumskunde (Hg.) 1864: Mecklenburgisches Urkundenbuch, Band 2. Schwerin.
- Wiegandt, M. 1930: Die Auswanderung aus Mecklenburg-Schwerin in überseeische Länder, besonders nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde **94**: 275–294.

Archivalien

- LHA Schwerin, 5.12-6/2, Sign. 442, Ministerium der Justiz, Lehnsregistratur (Lehngüter III), Das Lehngut Langhagen, Amt Stavenhagen, früher Pertinenz von Klein Vielen, Laufzeit: 1753–1907; 5.12-6/2, Sign. 443, Ministerium der Justiz, Lehnsregistratur (Lehngüter III), Das Lehngut Langhagen, Amt Stavenhagen, früher Pertinenz von Klein Vielen, Laufzeit 1918–1940; 3.2–4, Sign. 460, Ritterschaftliche Brandversicherungsgesellschaft, Klein Vielen, Hartwigshof, Langhagen; 4.11-1, Sign. 125, Grenzregulierungen am Bodensee bei Kratzeburg zwischen Adamsdorf und Langhagen; 2.23-3, Sign. 23117, Justizkanzleien Güstrow, Rostock, Schwerin und Hof- und Landgericht Güstrow, Langhagen, Hermann Jahn, Gutsbesitzer, Laufzeit: 1846–1847.
- LHA Schwerin, 2.21-4/3, Sign. 191, Martinilisten der Gemeinde Peckatel.
- Privatarchiv Gisela Krull, Neustrelitz.

Privatarchiv Peter Heller, Neustrelitz.

Nachlass Ilse Hackert, c/o Christiane Witzke, Neustrelitz.

Karten

Kartenausschnitte:

Topografische Karte 1:25.000, Nr. 2643 (aktualisiertes Messtischblatt 1882). Studienarchiv Umweltgeschichte an der Hochschule Neubrandenburg, Planarchiv. [Kartenausschnitt Ortslage vom Autor bearbeitet].

Wiebekingsche Karte von 1786, Schmettausche Karte von 1788, Luftbild 1953, Luftbild 1991: Geoportal Mecklenburg-Vorpommern: <https://www.geoportal-mv.de/gaia/gaia.php> (28.7.2021).

Luftbild 2021: Google Earth (28.7.2021).

Karte Großer Bodensee: LHA Schwerin, 4.11-1, Sign. 1125, Grenzregulierungen am Bodensee bei Kratzeburg zwischen Adamsdorf und Langhagen.

Anmerkung:

Die vorliegende Arbeit entstand im Zusammenhang mit dem Forschungsvorhaben „Reallabor Landschaft“ an der Hochschule Neubrandenburg. Informationen dazu siehe hier:

<https://www.hs-nb.de/iugr/landschaft-hat-geschichte/>



Seehaus Hartwigsdorf

Wir freuen uns auf Ihren Besuch in
unserem Gasthof am Kreuzsee!

Telefon: (039822) 298413

E-Mail: pieverstorf@web.de

Internet: www.seehaus-wille.de

Öffnungszeiten bis Ende 2021:

Im November Betriebsferien, Öffnung für Feste nach Absprache.

An allen Adventswochenenden Fr 15 bis 20 Uhr, Sa 12 bis 20 Uhr, So 12 bis 18 Uhr.

1. und 2. Weihnachtsfeiertag: 12 bis 20 Uhr.

Öffnungszeiten Januar bis März 2022:

Fr 15 bis 20 Uhr, Sa von 12 bis 20 Uhr. So von 11 bis 14 Uhr Brunch.

Ab 14 bis 16 Uhr Kaffee- und Kuchenzeit. Um ca. 17 Uhr schließen wir.

Polytechnische Oberschule Peckatel – Otto-Grotewohl-Oberschule

Gisela Krull

Schulentwicklung in der SBZ und DDR am Beispiel der POS Peckatel

Das *Gesetz zur Demokratisierung der deutschen Schule* wurde in der SBZ (Sowjetisch besetzte Zone) 1946 beschlossen. Die Gesetzgeber verlängerten die Grundschule von vier auf acht Jahre, womit das Bildungsprivileg abgeschafft werden sollte. Vorher konnten Schüler nach der 4. Klasse, also mit 10 Jahren, zum Gymnasium oder Lyzeum umgeschult werden. Für den Besuch dieser Lehranstalten mussten die Eltern Schulgeld bezahlen.

Mitarbeiter des Ministeriums für Volksbildung planten ab 1951, entsprechend der Forderung von Partei und Regierung, die zehnjährige Schulpflicht einzuführen, was aber an den Gegebenheiten scheiterte. Gebäude fehlten ebenso wie die benötigte Anzahl ausgebildeter Lehrer. Auf dem Land wurden Zentralschulen eingerichtet, in denen Schüler von Klasse 5 bis 8 getrennt nach Jahrgängen unterrichtet wurden. In den Heimatorten blieben zunächst Schulen, in denen nur Mehrstufenunterricht für die Klassen 1 bis 4 erteilt werden konnte. In Peckatel wurde eine Zentralschule für die Gemeinde Klein Vielen eingerichtet, die Verhältnisse waren jedoch unbefriedigend.

Walter Ulbricht verkündete 1958, dass der demokratische Charakter des Bildungssystems nicht mehr zeitgemäß sei und sozialistische Schulen ausgebaut werden müssten. (1952 hatten Partei und Regierung den Aufbau des Sozialismus beschlossen.) Nun wurde erneut die zehnjährige Schulpflicht verordnet und Polytechnische Oberschulen (POS) eingeführt.

In Peckatel, an der F 193 gelegen, bot sich an, für die Gemeinden Klein Vielen und Kratzeburg eine POS einzurichten, aber Räumlichkeiten fehlten. Deshalb wurde 1959/60 (auf ehemaligem Kirchenland) nicht weit von der Straße eine Schule gebaut. Das war – genau besehen – ein Schildbürgerstreich, denn das Gebäude erwies sich von Beginn an als zu klein. Es war nur als Vier-Klassen-Schule angelegt. Da die ursprüngliche „Baubude“ als festes Gebäude das Schulhaus ergänzte, wurde Raum für ein Klassenzimmer und die Toiletten gewonnen.

Immer noch konnte keine vollausgebaute Polytechnische Oberschule eingerichtet werden, deshalb wurde 1965 der Bau eines Pavillons genehmigt und ausgeführt. Nun konnten dort die Klassen 1 bis 4 unterrichtet werden, auch ein Fachraum für Physik und Chemie war entstanden. Das zweite Lehrerzimmer und notwendige Nebengelasse vervollkommeten die Räumlichkeiten. Im Hauptgebäude wurden Fachkabinette eingerichtet für Erdkunde/Geschichte, Russisch, Biologie, Mathematik und Deutsch. In der ehemaligen „Baubude“ entstand der Werk- und Zeichenraum. Die Schüler wechselten die Räume dem Stundenplan entsprechend. Ein Sportplatz entstand neben dem Schulhof auf Initiative des stellvertretenden Direktors mit Beteiligung großer Schüler, Geräteturnen fand im Saal des Gutshauses, genannt Schloss, statt.

Nun galt also die zehnjährige Schulpflicht. Der Turnus war in Unterstufe, Mittelstufe und Oberstufe gegliedert. Die ersten vier Jahre bildeten die Unterstufe, unterrichtet wurden



Otto Grotewohl – Ministerpräsident der DDR (11.3.1894–13.9.1964)

Die politische Entwicklung

1908 Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend, 1912 Mitglied der SPD, mehrfache Verwundungen im Ersten Weltkrieg, 1918 bis 1922 Mitglied der USPD, Minister für Justiz und Volksbildung im Freistaat Braunschweig, ab 1925 Sitz im Reichstag, 1928 Präsident der Landesversicherungsanstalt, stimmte 1933 gegen Hitlers Ermächtigungsgesetz. 17.6.1945 Gründung der SPD mit Gniffke u. a., Befürworter der Vereinigung von KPD und SPD, 22.4.1946 Zusammenschluss beider Arbeiterparteien zur SED.

1948 Vorsitzender des Verfassungsausschusses des Deutschen Volksrates, Vorläufer der DDR-Volkskammer, 7. Oktober 1949 Ministerpräsident der DDR bis 1960, Abschied wegen Krankheit, 1964 an der Gedenkstätte der Sozialisten in Berlin bestattet.

Foto Otto Grotewohl: Bundesarchiv, Bild 183-19204-3150 / CC-BY-SA 3.0

diese Schüler von Unterstufenlehrern. Die Ausbildung dieser Pädagogen erfolgte in den Lehrerbildungsinstituten und dauerte vier Jahre. Vorher mussten die Studenten eine zehnklassige Schule erfolgreich absolviert haben. Sie wurden auf alle in der Unterstufe unterrichteten Fächer vorbereitet. Ab der 1960er Jahre hatten sie sich für ein „Schwerpunktfach“ zu entscheiden. Das konnten Musik, Zeichnen, Werken, Schulgarten oder Sport sein. Werken war Unterrichtsfach bis einschließlich 6. Klasse.

Die Klassen 5 bis 7 umfassten die Mittelstufe, wo Fachunterricht erteilt wurde. Ab Klasse 7 war der Stundenplan um Chemie und fakultativ Englisch erweitert. Die Klassen 8, 9 und 10 bildeten die Oberstufe. Ab Klasse 9 wurde Astronomie zusätzlich erteilt.

Die Klassen 5 bis 7 umfassten die Mittelstufe, wo Fachunterricht erteilt wurde. Ab Klasse 7 war der Stundenplan um Chemie und fakultativ Englisch erweitert. Die Klassen 8, 9 und 10 bildeten die Oberstufe. Ab Klasse 9 wurde Astronomie zusätzlich erteilt.

Den erfolgreichen Besuch der POS mussten Schüler mit einer schriftlichen und mündlichen Abschlussprüfung nachweisen. Die schriftliche bestand aus obligatorischen Arbeiten in Mathematik und Deutsch. Bei der dritten konnten sich die Prüflinge zwischen Biologie, Physik und Chemie entscheiden. Danach folgten die mündlichen Prüfungen, und zwar mindestens eine und höchstens drei. Die Entscheidung ergab sich aus den vorliegenden Zensuren, der Fachlehrer schlug die Prüflinge seines Faches vor, das letzte Wort hatte der Direktor.

In der Mittel- und Oberstufe unterrichteten Pädagogen mit Fachlehrausbildung. Sie mussten nach dem Abitur ein vierjähriges Fachstudium absolvieren, verbunden mit Didaktik, Fachmethodik, Pädagogik, Psychologie, dem in der DDR obligatorischen dreijährigen Grundstudium und den üblichen Praktika. Dafür waren anfangs an den Universitäten Pädagogische Fakultäten eingerichtet. In den 1950er Jahren lösten dann Pädagogische Hochschulen diese Fakultäten ab.

Von 1945 bis etwa 1947 hatte es in der SBZ keine umfassende Ausbildung für Lehrer gegeben. Es herrschte aber ein großer Mangel an Pädagogen. Sie waren gefallen, noch in Gefangenschaft oder entlassen wegen Zugehörigkeit zur NSDAP. Dagegen mussten im

Krieg viele junge Leute ihre Schulzeit bzw. die Lehre abbrechen, um eine Uniform anzuziehen. Jetzt hatten sie aus verschiedenen Gründen keine Möglichkeit, ihre Ausbildung fortzusetzen. So entschieden sich nicht wenige, Neulehrer zu werden. Schule kannten ja alle aus eigener Erfahrung. Also standen sie nach vierteljährlicher Einführung vor überfüllten Klassen mit Schülern, die monatelang auf keiner Schulbank gesessen hatten, und den Lehrern fehlte das Rüstzeug zum Bilden und Erziehen. Mangel an Nahrungsmitteln, an Heizmaterial, Büchern, Heften und Anschauungsmaterial erschwerten die Arbeit. Obwohl von manchen Leuten mit Häme bedacht, setzten sich viele mit Optimismus, Verständnis, Fleiß und Ausdauer durch. Noch jahrelang galt die Redewendung, Neulehrer schrieben Blume mit h, um ihnen Mangel an Bildung nachzusagen und ihre Leistungen herabzusetzen.

In einem Fernstudium mussten sich diese „Laienpädagogen“ entsprechendes Wissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten aneignen und ihre Ausbildung mit der ersten und zweiten Lehrerprüfung abschließen. Sie waren später den Unterstufenlehrern in der DDR gleichgestellt. Manche nutzten die Möglichkeit, durch ein weiteres Fernstudium den Abschluss eines Fachlehrers zu erlangen.

Die Neulehrer haben – manche mit bewundernswertem Einsatz – dazu beigetragen, in der SBZ und der DDR ein geordnetes Schulwesen zu schaffen. In Peckatel waren noch lange Namen von Neulehrern bekannt, wie Kott, Karpati und Wanags.

In der DDR galten an allen Schulen dieselben Lehrpläne und dieselben Stundentafeln für die jeweiligen Jahrgänge. Die mussten akribisch genau eingehalten werden. Für die Kreativität der Lehrer ergaben sich wenige Gelegenheiten. Auf der Schulkonferenz der SED im April 1958 erklärten Politiker die obligatorische Einführung des polytechnischen Unterrichts. Damit bot sich die Möglichkeit, die Schüler nicht nur geistig-kulturell, sondern auch praktisch auszubilden. Die Einführung wurde mit üblichem Wortschwall begleitet. In *Freie Erde* vom 26.8. 1958 war zu lesen: „Der Tag der Bereitschaft von Schule und Betrieb“ am 27.8.1958 ist unter Anleitung der Parteiorganisationen zu einem Höhepunkt der politisch-ideologischen Aufklärung und pädagogischen Propaganda über das neue große Programm der allseitigen Erziehung und Bildung unserer Jugend zu gestalten.“

Da sowohl in der Industrie als auch in der Landwirtschaft fähige Betreuer fehlten, führten die Schüler während dieses Unterrichts oft wenig sinnvolle oder anspruchlose Tätigkeiten aus. Die polytechnischen Fächer in der Unterstufe, wie Schulgarten und Werken, unterrichteten Lehrer, und die Tätigkeiten entsprachen damit dem Anliegen, entsprechende Fähigkeiten und Fertigkeiten der Kinder zu entwickeln.

Die uralte Tradition, Schulen Namen einer Persönlichkeit zu verleihen, wurde auch in der DDR gepflegt, deshalb erhielt 1968 die Polytechnische Oberschule Peckatel den Namen Otto-Grotewohl-Oberschule.

Traditionen der POS Peckatel – Veranstaltungen und Höhepunkte

Verbindung zu Schulen gleichen Namens

In Neubrandenburg und Mewegen gab es ebenfalls Otto-Grotewohl-Schulen. Alle drei pflegten jahrelang den Kontakt und tauschten Erfahrungen aus. Aus einem Beitrag der Tageszeitung *Freie Erde* vom 12.3.1988:

„Anlässlich des 94. Geburtstages des Politikers und Arbeiterführers Otto Grotewohl trafen sich in dieser Woche an der Otto-Grotewohl-Schule in Peckatel die Namensträger der POS Mewegen und der 10. POS Neubrandenburg zu einem Erfahrungsaustausch. Gespräche wurden zwischen Schülern und Lehrern geführt. Beraten wurde, wie die Traditionspflege weiterentwickelt werden kann.“

Über einen längeren Zeitraum fand jährlich ein Mal- und Zeichenwettbewerb statt. Im Wechsel wurden in einer der drei Schulen die Schülerzeichnungen ausgestellt, eine Jury bewertete sie, die Besten erhielten eine Urkunde. Im Jahr 1988 wurden 27 kleine Künstler ausgezeichnet. Weiter wird berichtet: „Auf einer Schulmesse stellten Arbeitsgemeinschaften ihre Exponate vor. Das nächste Treffen wird an der Otto-Grotewohl-OS in Mewegen stattfinden.“

Verbindung zu einer Flak-Einheit der NVA

Die Flak-Einheit mit dem Namen Otto Grotewohl befand sich in einer Kaserne in Prenzlau. Eine Delegation von Lehrern der POS Peckatel besuchte mehrmals die Soldaten und wurde freundlich aufgenommen. Engere Kontakte ergaben sich aber nicht.

Veranstaltungen zum 80. Geburtstag Otto Grotewohls

Anlässlich des runden Geburtstages des Namensgebers gestaltete jede Klasse eine Wandzeitung unter Leitung des Klassenlehrers. Ein spezielles Thema war nicht vorgegeben. Die Ergebnisse wurden an einer Wand im Pavillon präsentiert.

Zu diesem Anlass fand in jeder Klasse ein Gruppennachmittag statt, verantwortlich war wieder jeweils der Klassenleiter.

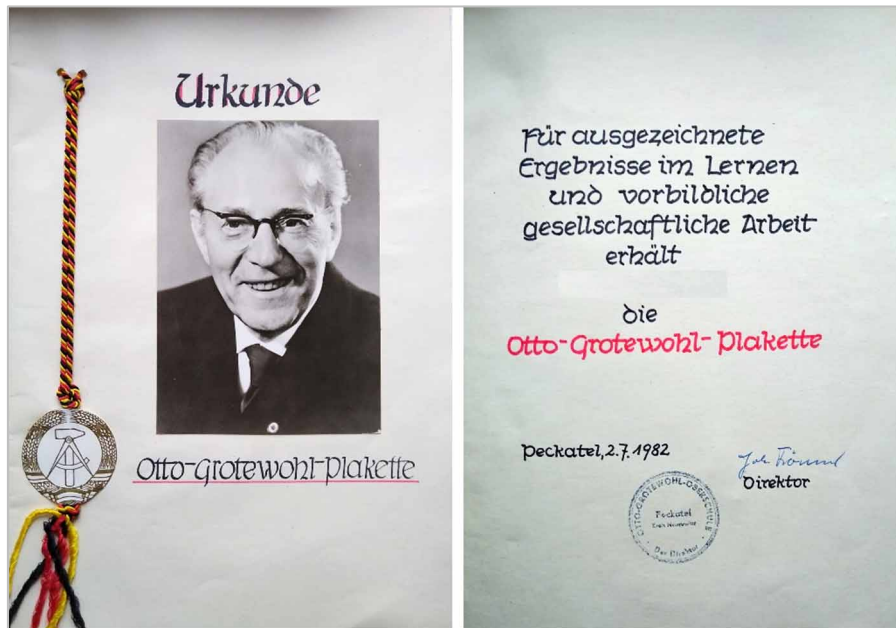
Otto-Grotewohl-Tag

Jedes Jahr anlässlich des Geburtstages Grotewohls am 11.3. feierten Schüler, Lehrer und Gäste den Gedenktag. Jede Klasse trat vormittags mit einem Kulturprogramm auf. Die Klassenleiter hatten es in enger Verbindung mit ihren Schülern eingeübt. Sie mussten kreativ gewesen sein, was nicht allen Lehrern und Schülern leichtfiel, doch die ganze Klasse stand mit ihrem Klassenlehrer vor einer Jury, das verband.

Als einer der Direktoren das Fest abschaffen wollte, protestierten nicht nur die meisten Lehrer und Schüler, sondern auch Eltern und Elternvertreter. So wurde die Tradition bis 1989 gepflegt. Dieses Fest war das Markenzeichen der POS im Landkreis.

Otto-Grotewohl-Lauf

Anlässlich des Todestages am 21. September wurde alljährlich nachmittags der Otto-Grotewohl-Lauf im Park Peckatel durchgeführt. Alle Schüler nahmen daran teil, ihrem Alter entsprechend liefen sie eine festgelegte Strecke. Gefürchtet bei den „Großen“ war die Teufelsschlucht. Die Schnellsten jedes Jahrganges erhielten eine Urkunde. Einige Male nahmen Gäste aus Neustrelitz mit ihrem Sportlehrer daran teil. Anfangs beteiligten



Urkunde zur Otto-Grotewohl-Plakette. Quelle: privat.



Otto-Grotewohl-Plakette.
Quelle: privat.

mehreren Fächern auf dem Abschlusszeugnis. Sie mussten aber auch in anderer Weise vorbildlich gewirkt haben, z. B. die öffentliche Meinung der Klasse positiv beeinflusst, sich bei Arbeitseinsätzen und Spartakiaden bewährt haben. Die Plaketten konnten bei einer Berliner Firma erworben werden, die Urkunde wurde in der Schule von einem stellvertretenden Direktor entworfen.

Traditionszimmer

Darin befanden sich unter anderem Fotos und Zitate von Otto Grotewohl.

Otto-Grotewohl-Ecke

Am Eingang des Pavillons war eine Wand gestaltet mit einer Büste Grotewohls, seinem Namen und seinen Lebensdaten in Metallbuchstaben und -zahlen (Schülerarbeit). Außerdem umrahmte ein Ständer mit DDR-Flagge, FDJ- und Pionierfahne sowie Grünpflanzen die Büste.

Literatur

In der Schulbibliothek im Sekretariat standen Otto-Grotewohl-Bände mit Schriften und Reden des Politikers zum Nachschlagen und Wissenserwerb für jeden Lehrer.

Ehrenbuch

Am Schuljahresende wurden im Ehrenbuch unter einem Zitat Grotewohls die Namen von Schülern mit den besten schulischen Leistungen eingetragen und zur Abschlussfeier vorgelesen. Sie erhielten die Urkunde für gutes Lernen in der Schule. Das Buch ist verschollen.

sich Sowjetsoldaten einmal oder auch mehrere Male, aber sie liefen in voller Montur mit Stiefeln und blieben chancenlos. Später unterblieb die Verbindung, die Offiziere legten anscheinend keinen Wert auf jegliche Art von Verbrüderung.

Otto-Grotewohl-Plakette

Sie wurde seit 1974 an Schüler verliehen, die aus der 10. Klasse entlassen wurden. Voraussetzung waren sehr gute Noten in



Einschulung 1985 – Kinder vor der Otto-Grotewohl-Ecke. Halb verdeckt die Büste, darüber Name und Lebensdaten. Foto: Archiv Gisela Krull.

Briefverkehr

Einige Direktoren wechselten Briefe mit Johanna Grotewohl nach dem Tod ihres Mannes.

Besuch Johanna Grotewohls

Das Schuljahr 1973/74 gestaltete sich als Höhepunkt der Ehrungen. Am 19. März 1974 besuchte die Witwe Grotewohls die Schule. Sie nahm teil an den Schülerdarbietungen anlässlich des Otto-Grotewohl-Tages. Nach einer kurzen Ansprache überreichte sie Urkunden an Schüler mit herausragenden Leistungen. Diese Veranstaltung fand in Klein Vielen im LPG-Saal statt.

Am Nachmittag wurden Frau Grotewohl und Gäste aus Neustrelitz, aus der Gemeindevertretung und aus Landwirtschaftsbetrieben durch das Traditionszimmer der Schule geführt. Der Tag endete für die Erwachsenen in einer gemütlichen Runde, die Schüler feierten im Saal in Klein Vielen bei Spiel und Tanz.

Kranzniederlegung

Eine Schülerdelegation fuhr anlässlich des 80. Geburtstages Grotewohls zur Gedenkstätte der Sozialisten in Berlin und legten an dessen Grab einen Kranz nieder.



Johanna Grotewohl zu Gast in der POS Peckatel

Der Besuch der Genossin Johanna Grotewohl am vergangenen Mittwoch bei den Schülern und Lehrern der Polytechnischen Oberschule Peckatel gestaltete sich zu einem Höhepunkt in Vorbereitung des 25. Jahrestages der DDR. Uebersaus herzlich begrüßten die Pioniere, FDJler und Pädagogen ihren hohen Gast. Unser Foto: Aus den Händen der Genossin Grotewohl erhielt Sabine Vajen, Schülerin der 10. Klasse, für ihre sehr guten Lernleistungen und ihre vorbildliche gesellschaftliche Arbeit die Otto-Grotewohl-Plakette.

Diese hohe Auszeichnung wurde zum ersten Mal an dieser Schule verliehen. Weiterhin überreichte sie den besten Pionieren und FDJlern von ihr unterschriebene Belobigungs-urkunden für vorbildliche Arbeit in der Schule. Foto: FE/Krüger

Bericht über den Besuch Johanna Grotewohls in der Zeitung „Freie Erde“, 20.3.1974.



Gisela Gelbrich (Krull) im Gespräch mit Johanna Grotewohl, 19.3.1974. Foto: Archiv Gisela Krull.

Die Traditionspflege in der DDR hatte nicht den gewünschten Erfolg, ob es um Grotewohl, Pieck, Lenin oder Marx ging, sie „lebten“ nicht. Dazu ein Zitat von Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden, im *Nordkurier* vom 7. Mai 2021: „Perfekte Menschen gibt es nicht. Und wenn sie auf einen Sockel gestellt werden, taugen sie nicht mehr als Vorbild. Dann werden sie unerreichbar.“

Sonstige Formen außerschulischer Arbeit – Arbeitsgemeinschaften

Im Wechsel mit den Gruppennachmittagen bzw. dem FDJ-Studienjahr fanden mittwochnachmittags die Treffen der Arbeitsgemeinschaften statt. Alle Schüler nahmen an einer AG teil. Das war notwendig, weil die meisten vom Schülerbus abhängig waren. Die Arbeitsgemeinschaften nach Rahmenprogramm mussten den amtlichen Vorgaben entsprechend durchgeführt werden und fanden wie Unterricht vormittags statt.

Arbeitsgemeinschaften gab es aus den Bereichen

- gesellschaftlich-politische Tätigkeit: Klub der internationalen Freundschaft (Nach Krankheit der als AG-Leiter eingesetzten Lehrerin übernahm für ein oder zwei Schuljahre eine Schülerin die Leitung. Die AG Verkehrshelfer wurde zwei Jahre von einem Schüler der 9. bzw. 10. Klasse geführt.);
- gesellschaftlich nützliche und produktive Arbeit: Junge Gärtner, Kleintierzüchter, Nähzirkel, Brandschutzhelfer;
- mathematisch-naturwissenschaftlich-technische Tätigkeit: Mathematik I und II, Bodenfruchtbarkeit nach Rahmenprogramm, Naturschutz;
- kulturell-künstlerische Tätigkeit: Laienspiel, Rezitatoren, Basteln, Chor, Literatur nach Rahmenprogramm, Bildende Kunst nach Rahmenprogramm;
- sportliche Tätigkeit: Gymnastik, Leichtathletik I und II, Volleyball;
- wehrsportliche und touristische Tätigkeit: Schieß- und Geländesport, Junge Sanitäter, Verkehrshelfer.

Zur Schul-MMM (Messe der Meister von morgen) wurden vorwiegend Exponate aus den AG ausgestellt, weniger Ergebnisse aus dem Unterricht, und zwar aus den Bereichen Naturwissenschaft und Technik. Nicht alle angeführten AG fanden durchgehend über Jahre statt, manche fielen mindestens zeitweise weg oder wurden später eingeführt. Zu bestimmten Anlässen übergab die Schulleitung Forschungsaufträge an die AG zur Vorbereitung der MMM und zu Kreisausscheiden.

Einige Peckateler Schüler fanden sich nachmittags sporadisch unter Leitung eines Lehrers zu elektronischen Basteleien zusammen. Interessiert

an der Technik verbrachten die Jungen gern ab und zu gemeinsam ihre Freizeit. Als der Lehrer verstarb, endeten diese Zusammenkünfte.



Johanna Grotewohl mit Schülerinnen. In der Mitte Uta Ullrich, links Marion Suckel, 19.3.1974. Foto: Archiv Uta Heldt.

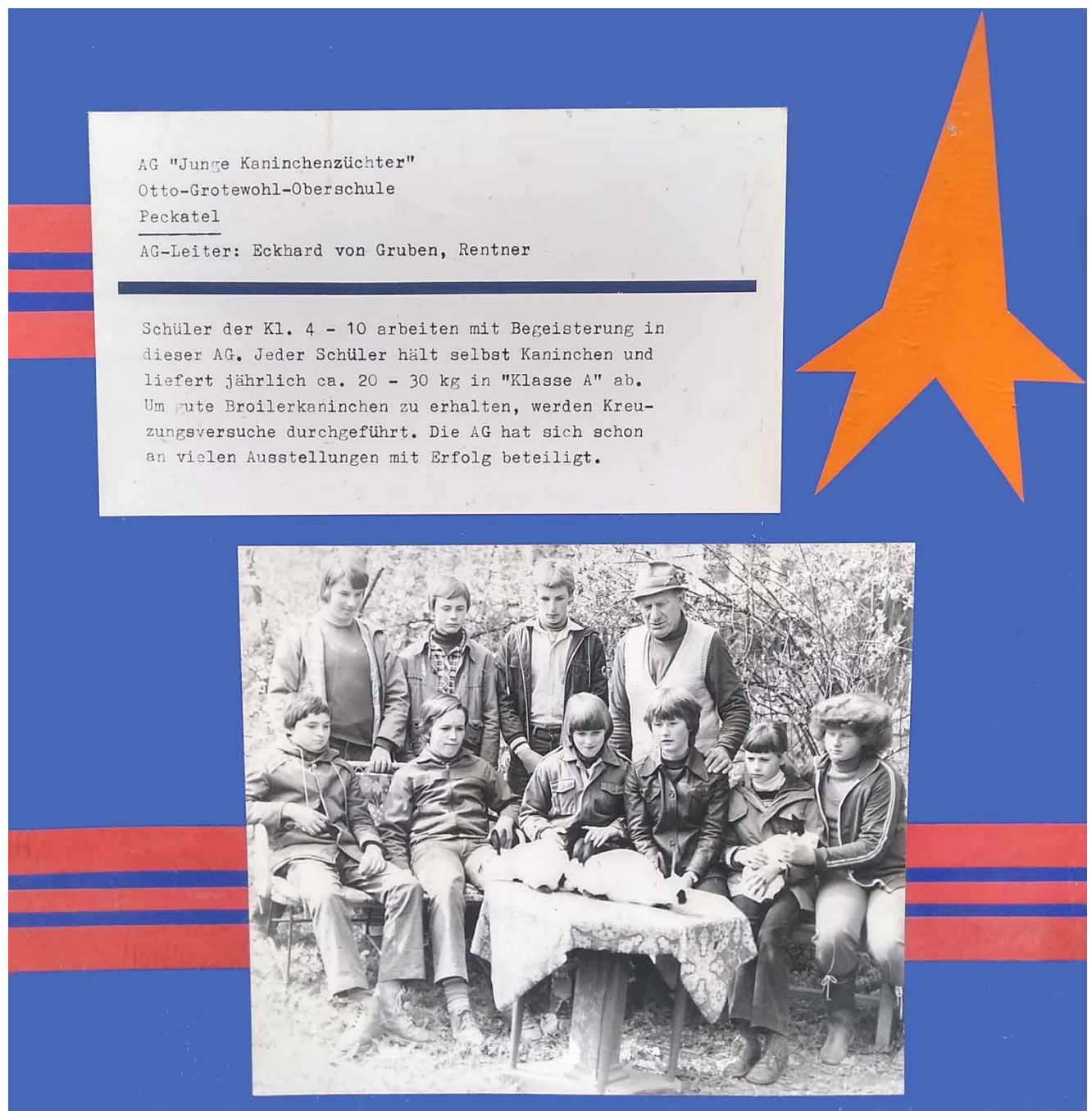
Höhepunkte für Mitglieder der Kinder- und Jugendorganisation

Februar: In den Winterferien wurde jedes Jahr für die Pioniere das Pioniermanöver „Freundschaft“ durchgeführt, teils am Barenberg in Brustorf, teils in Peckatel auf der Tannenkoppel, einmal auch in der Umgebung Kratzeburgs.

April: Anlässlich des Geburtstages Ernst Thälmanns am 16.4. fand die Rechenschaftslegung der Thälmann-Pioniere statt.

September: Am ersten Schultag empfangen Schüler und Lehrer Gäste aus Neustrelitz, die den Pionier- bzw. FDJ-Auftrag für das Schuljahr überreichten. Auch die Bürgermeister der Gemeinden und andere Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben nahmen gewöhnlich daran teil. Themen alljährlicher Pionieraufträge waren z. B. Pionierexpress – Meine Heimat DDR; Pionierexpedition – Immer bereit; Pioniersignal – Parteitag. Diese Aufträge richteten sich an Pioniere im Alter von 6 bis 13 Jahren.

Am Anfang des Schuljahres erfolgte die Aufnahme von Schülern der 8. Klasse in die FDJ (Freie deutsche Jugend), verbunden mit der Eröffnung der Jugendstunden in Ravensbrück, wo ihnen die Dokumente überreicht wurden. Damit traten sie aus der Kinderorga-



Ausstellungstafel der AG „Junge Kaninchenzüchter“. Die AG leitete Eckhard von Gruben. Quelle: Archiv Jörg Botta.

nisation aus und in die Jugendorganisation ein.

Dezember: Anlässlich des Gründungstages der Pionierorganisation 1946 wurden die Schüler der 1. Klasse aufgenommen. Sie erhielten das blaue Halstuch, und Gäste, wie Mitglieder des Elternaktivs, gratulierten.

Auch die Hans-Beimler-Wettkämpfe und der Erwerb des Abzeichens für gutes Wissen für die FDJler gehörten zu den Höhepunkten. Nicht alle Veranstaltungen fanden jedes Jahr statt, manche wurden auch erst später eingeführt.

Für diese Tage zeichnete die Pionierleiterin verantwortlich, immer in Zusammenarbeit mit den Klassenlehrern.

Jede Klasse hatte eine gewählte Pionier- oder FDJ-Leitung, die Schule eine GOL (Grund-organisationsleitung). Die meisten bestanden wohl nur formal. Wenn ein Klassenleiter, besonders in den oberen Klassen, es verstand, die Jugendlichen in das pädagogische Geschehen von Bildung und Erziehung entsprechend einzubeziehen, konnten diese Funktionäre durchaus hilfreich sein, wie heutzutage vielleicht die Klassensprecher.

Die Lehrer begrüßten am Anfang jeder Stunde die Schüler mit dem Pionier- oder FDJ-Gruß, also mit *Seid bereit* oder mit *Freundschaft*. Pädagogen mit grauem oder weißem Haar nahmen sich etwas sonderbar dabei aus. Aus Gewohnheit mochte keiner darüber nachdenken.



Aufnahme der 1. Klasse in die Pionierorganisation „Junge Pioniere“, 12.12.1973. Foto: Archiv Gisela Krull.

Morgens zu Beginn des Unterrichts sangen alle Klassen das Morgenlied. In den FDJ-Klassen wurden meistens Kampflieder, wie „*Spaniens Himmel breitet seine Sterne über unseren Schützengräben aus ...*“, oder ähnliche gesungen. Die älteren Jungen mochten nicht singen, aber beim Morgenlied ertönten auch ihre Stimmen. Es war Gewohnheit, und es wurde – wie schon erwähnt – nicht darüber nachgedacht.

Schulfeiern und andere Höhepunkte

Im April feierten Schüler der 8. Klasse ihre Jugendweihe. Vorher im Laufe des Schuljahres fanden die sogenannten Jugendstunden statt. Die FDJler sollten dadurch ideologisch auf das Ereignis vorbereitet werden. Die Themen waren zentral vorgegeben. Eines hieß z. B. „*Unser sozialistisches Vaterland*“. Dazu sprach der Bürgermeister der Gemeinde Klein Vielen mit den Jugendlichen. Zum Thema „*Der andere neben dir*“ empfing die

Klasse 1988 zwei Vertreterinnen des Blinden- und Sehschwachenverbandes, die über ihren Alltag berichteten. Die Eröffnung der Jugendstunden war mit einem Besuch in Ravensbrück verbunden, wo die Schüler das ehemalige KZ (Konzentrationslager) besuchten.



Aufnäher der Otto-Grotewohl-Schule Mewegen. Archiv Gisela Krull.

Die Feier selbst fand im LPG-Saal in Klein Vielen statt, ausnahmsweise auch in der Gaststätte in Dalmsdorf. Ein Festredner hielt die Ansprache. Die Veranstaltung wurde mit Musik und Rezitationen umrahmt. Die Jugendweihlinge erhielten auf der Bühne Urkunden, ein Buch und Blumen. Verwandte, Lehrer und Gäste, wie Elternvertreter und Bürgermeister, nahmen an der Feier teil. Ein Lehrer war für die Vorbereitung und Durchführung der Jugendweihe verantwortlich.

Am 1. Juni jedes Jahres, also am Kindertag, konnten sich alle Schüler auf dem Schulhof an mehreren Stationen, wie Lagerfeuer und Sportstätten, vergnügen. Besonders hilfreich war an diesem Tag die Unterstützung der technischen Kräfte.

Auch im Juni fand das alljährliche Sportfest statt. Helfer rechneten die Leistungen der Sportler in Punkte um und schrieben die Urkunden, die zum Abschlussappell den besten Sportlern überreicht wurden. Ein anstrengender Tag für alle Beteiligten.

Die Schul-MMM wurde meistens Ende April durchgeführt. Exponate, die im Lauf des Schuljahres entstanden, konnten im Pavillon in einer Ausstellung betrachtet werden. Eine Jury wählte die gelungensten Arbeiten aus, auch dafür gab es Urkunden.

Im Juni, also am Ende des Schuljahres, wurde der Wandertag organisiert, und zwar in Eigenverantwortung des Klassenlehrers. Als Helfer konnte er einen Kollegen ohne Klassenleitung, ein Elternaktivmitglied, einen anderen Elternteil oder ein Mitglied der Patenbrigade gewinnen. Eine Zeit lang waren Fahrten in Städte wie Berlin, Neubrandenburg, Rostock usw. beliebt. Doch es gab auch viele andere schöne Unternehmungen. Eine 1. Klasse wanderte auf dem Trampelpfad (die Straße gab es noch nicht) nach Hohenzieritz. Eine 3. Klasse ging von Brustorf aus zum Peutscher See, um dort Spuren des ehemaligen Dorfes zu finden. Eine 6. Klasse zeltete am Käbelicksee, die Vorbereitung begann mit Hilfe der Eltern am Nachmittag davor, die Schüler übernachteten im Zelt, am nächsten Tag unternahmen sie unter anderem eine kleine Wanderung am Ufer. Eine 7. und eine 3. Klasse hielten sich nach gemeinsamer Wanderung am Liepener See auf bei vereintem Picknick und Spielen. Eine 8. Klasse wanderte in Begleitung eines Försters von Kratzeburg aus zum Kreuzsee.

Hortbetreuung

Zwischen Unterricht und Abfahrt der Schülerbusse wurden die Unterstufenkinder von den Hortnerinnen betreut. Die Tätigkeiten bestanden aus Hausaufgabenerledigung und

Spiel. Auch nachmittags stand der Hort offen für alle, deren Eltern die Betreuung wünschten. In den letzten Jahren war die Möglichkeit geschaffen, dass die Erstklässler nach dem Mittagessen schlafen konnten. Bei den erfahrenen Hortnerinnen waren die Kleinen gut aufgehoben.

Wehrerziehung

Die NVA (Nationale Volksarmee) wurde 1956 gegründet, 1962 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Bei Höhepunkten, wie *Tag der Republik* (7. Oktober) und dem *Jahrestag der Befreiung* (8. Mai), marschierten Soldaten und Offiziere der Volksarmee demonstrativ auf. In Film und Fernsehen feierte man sie überschwänglich.

Die Wehrerziehung war ein bedeutender Beitrag zur kommunistischen Erziehung, und Außenstehende betrachteten es kritisch. Schon das Pioniermanöver *Freundschaft* oder *Schneeflocke* alljährlich in den Winterferien sollte militärischen Charakter tragen. Tatsächlich wurde es als Veranstaltung mit abenteuerlichem und sportlichem Charakter durchgeführt.

Klassenlehrer der Unterstufe luden Soldaten ein, damit sie in den Pioniergruppen von ihrem Soldatenalltag berichteten. Einige kamen, aber großen Eindruck hinterließen sie anscheinend nicht.

Das Ministerium für Volksbildung führte 1967 obligatorisch an den POS für die Klassen 8 bis 10 die *Hans-Beimler-Wettkämpfe* ein. Die Verantwortung oblag der Schule. Die Austragung sollte im Laufe des Jahres im Unterricht, besonders im Sportunterricht, vorbereitet werden. Diesem Teil des Wehrunterrichtes maß man wohl in Peckatel wenig Bedeutung bei. Hans Beimler nahm am Spanienkrieg teil als politischer Kommissar der Internationalen Brigaden.

Als im Schuljahr 1978/79 Wehrerziehung als Pflichtfach eingeführt wurde, nahm es die Öffentlichkeit zuerst kaum wahr. Dazu erschien ein ehemaliger Offizier der NVA in der Schule und führte für die Jungen der 9. und 10. Klasse den Unterricht durch, allerdings nur 8 Stunden pro Schuljahr. Sie waren Bestandteil der sozialistischen Bildung und Erziehung. Da der „Lehrer“ in Peckatel kollegial auftrat und sich sachlich äußerte, störte er weder die Pädagogen, noch erregte er bei den Schülern Widerstand.

Dieser Unterricht wurde fortgesetzt am Anfang der Sommerferien in einem Lager mit militärischem Charakter, im zwölf-tägigen *Wehrlager*. Diese Aktion stieß in der Öffentlichkeit auf Ablehnung. Die Teilnahme war Pflicht für die Jungen der 9. Klasse. Ausgeschlossen blieben Schüler, deren Eltern die Ausreise aus der DDR beantragt hatten. Die Teilnehmer am Lager wurden theoretisch und wehrsportlich unterwiesen. Wahrscheinlich hat man sie auch an Waffen ausgebildet.

Die Mädchen blieben an der Schule und erhielten Unterweisungen in *Zivilverteidigung*, wie z. B. im Sanitätsdienst und Katastrophenschutz. Für die Schülerinnen der POS Hohenzieritz und Peckatel fand der Unterricht gemeinsam statt, abwechselnd in Peckatel oder Hohenzieritz. Diese Veranstaltungen wurden mehr oder weniger von der GST (Gesellschaft für Sport und Technik) unterstützt.

In den letzten Jahren hatten Klassenlehrer ab Klasse 7 für die Jungen Karteikarten anzulegen, worauf zu ersehen sein sollte, wie sie die Schüler auf die Bewerbung als BUB und

BOB vorbereiteten (Berufsunteroffiziersbewerber; Berufsoffiziersbewerber). Dafür boten sich nur wenige Möglichkeiten in den meisten Fächern an, auch erregte diese Anordnung bei manchen Lehrern Widerwillen. Die Karten wurden überprüft und Schüler mit enger Westverwandtschaft ausgeschlossen, was die Frage aufwarf, welche Dienststelle in Neustrelitz die familiären Verhältnisse der Jungen so genau kannte. Solchen Schülern, die Bereitschaft bekundeten, sich als BUB bei der NVA zu bewerben, wurde die Ausbildung in einem damals begehrten Lehrberuf ermöglicht.

Bei den Elternabenden der oberen Klassen erschien ein hoher Offizier, um die Eltern von den Vorteilen des Dienstes bei der NVA zu überzeugen. Da der Mann weder äußerlich noch mit seiner Rede Eindruck hinterließ, blieben die Bemühungen ohne Erfolg. Nur drei ehemalige Schüler der Otto-Grotewohl-Schule dienten als Offiziere in der NVA.

Besondere Ereignisse und bestimmte Literaturstoffe sollten für die Wehrerziehung genutzt werden. Als Jähn in den Weltraum flog, musste darauf verwiesen werden, dass er als Voraussetzung Dienst in der NVA geleistet hatte. Die Behandlung des Heimatgedichtes *Die Stadt* von Theodor Storm sollte mit dem Thema Bereitschaft zur Verteidigung der Heimat verbunden werden.

1989 wurden im Dorf Stimmen laut, die die Durchführung der AG Schieß- und Geländesport ablehnten, aber zu Unrecht. Sportschießen ist eine olympische Disziplin, und Biathleten absolvieren ihre gesamte Laufstrecke mit einem Gewehr auf dem Rücken. Ein früh verstorbener Russischlehrer hatte die AG gegründet, und zwar ohne wehrsportliche Ambitionen. Er leitete sie mit großem Erfolg, bei Kreisausscheiden erreichten die Teilnehmer stets die vordersten Plätze. Nach dem frühen Tod des Kollegen übernahm ein Unterstufenlehrer die Leitung der AG und führte sie erfolgreich weiter.

Kreisveranstaltungen für Schüler

Seit 1952 gehörte die Gemeinde Klein Vielen zum Kreis Neustrelitz. Auf Kreisebene fanden vielerlei Ausscheidung und Wettbewerbe für Schüler über das Schuljahr verteilt statt. Viele Veranstaltungen konnten nur sonntags durchgeführt werden, da der Sonnabend dem regulären Unterricht vorbehalten blieb. Deshalb waren Schüler, oft von den Eltern unterstützt, ungern zur Teilnahme bereit. Für die Lehrer bedeutete die Begleitung eine zusätzliche Belastung.

Es gab Sport- und Russischspartakiaden, Ausscheidung und Wettkämpfe für Rezipitoren, für Englisch, für die Arbeitsgemeinschaften Bodenfruchtbarkeit, Schieß- und Geländesport. Für Geschichte organisierte die Fachberaterin Ausstellungen. An der Kreis-MMM beteiligte sich meistens die AG Naturschutz. Die Schüler der Otto-Grotewohl-Schule schnitten stets gut oder sehr gut ab.

Beziehungen zu den Betrieben

Die produktive Arbeit in den Betrieben erfolgte nach Lehrplan. Der Unterricht für die Schüler der POS Peckatel fand in den Technikstützpunkten und in den Ställen der LPGen statt. Betreuer waren die verantwortlichen Bauern oder Techniker der jeweiligen Arbeitsstellen. Sie mussten auch die Leistungen der Schüler zensieren. Die PA-Lehrerin hatte vier Pflichtstunden pro Woche, um die Werkstätten und Ställe zu besuchen.

Die meisten Klassen hatten Patenschaftsverträge, oft mit einzelnen Brigaden. Diese Vereinbarungen wurden aber nur selten mit Leben erfüllt. Eine 2. Klasse umrahmte mit Liedern die letzte Vorstandssitzung der LPG Typ I Peckatel. (Diese Genossenschaft schloss sich danach der LPG Typ III Klein Vielen an.) Eine 7. Klasse reinigte eines Nachmittags die Zufahrt und die Wege in der Schweinestallanlage Klein Vielen. Wahrscheinlich gab es noch mehr Beispiele, die heute vergessen sind. Die Leistungen der Betriebe bestanden meistens aus Geldzuwendungen und Besuchen zu Feiern oder Zeugnisausgaben.

Bei Bedarf baten Förster die Schüler der oberen Klassen um Unterstützung beim Aufforsten. Immer fanden sich genügend Helfer. Vielleicht lockte auch die Bezahlung. Die Forstarbeiter und Förster lobten stets diese Jungen für die sorgfältige Arbeit.

In den Herbstferien und zu Wochenenden unterstützten Schüler die LPG(P) *Hohenzieritz* bei der Kartoffelernte. Sie sammelten in Kiepen, nach deren Anzahl richtete sich die Bezahlung, die prompt erfolgte. Lehrer waren für diese Einsätze nicht verantwortlich.

Zwei Schüler einer 9. Klasse fertigten die metallenen Buchstaben und Zahlen für die Otto-Grotewohl-Ecke an, und zwar im Technikstützpunkt Dalmsdorf. Zwei Techniker beaufsichtigten die Arbeiten bzw. führten solche aus, die die Schüler nicht verrichten konnten oder durften. Die LPG spendete das Material. Eine Bereicherung für den Ort der Erinnerung.

Die LPGen unterstützten die Feriengestaltung der Schule finanziell, was besonders für das Schwimmlager eine notwendige Hilfe darstellte. Im Rahmen der Vorbereitung zur Jugendweihe finanzierte die LPG(P) jährlich eine Fahrt nach Alt-Schwerin. Dort befand sich eine Ausstellung und ein Museum zur Geschichte der Landwirtschaft Mecklenburgs.



Einschulung 1972. Quelle: Archiv Hella Schulz.

(Es ist bis heute bewusst im DDR-Charakter erhalten.) Eine Unternehmung, auf die sich die künftigen Jugendweiheteilnehmer lange vorher freuten. Für sie fiel an dem Tag der Unterricht aus.

Gelegentlich lud die Leitung der LPG-Tierzucht Lehrer ein, um mit den Bauern zu feiern. Zum 40. Jahrestag der Gründung der DDR im Oktober 1989 hielt die Direktorin der POS sogar die Festrede.

Beziehung zur Gemeindevertretung Klein Vielen

Die Beziehung wurde einmal durch einen Lehrer hergestellt, der Gemeindevertreter und Ratsmitglied war, auch durch die Ortschronistin und ein Mitglied der Feuerwehr, also durch Pädagogen. In der Kulturgruppe der Gemeinde engagierten sich viele Jahre Lehrer und Lehrerinnen der Peckateler Schule. Schüler umrahmten kulturell Höhepunkte, wie

das Parkfest, die Frauentags- und Rentnerweihnachtsfeiern.

Im Frühjahr und Herbst fand ein *Subbotnik* statt, d. h. Reinigung von Straßen und Bushaltestellen durch Schüler und Lehrer. Auch zu anderer Zeit feigten Schüler die Bushaltestelle und ihre Umgebung. (Ein Kollege war Bezirksratsabgeordneter und informierte über Beschlüsse des Bezirkstages zu Weisungen von Partei und Regierung.)

Wie schon erwähnt, nahmen Bürgermeister und Abgeordnete an Schulveranstaltungen teil bzw. gestalteten sie selbst. Hauptsächlich aus Gemeindemitteln wurden die verschiedenen Formen der Feriengestaltung finanziert.

In den letzten Jahren war es für die Abschlussklassen üblich, der Gemeinde ein Geschenk zu hinterlassen. Die letzte 10. Klasse in der DDR im Jahre 1989 kümmerte sich um die Leichenhalle. Sie stand auf dem Friedhof, also auf Kirchenland, gehörte aber der Gemeinde. Es war keine Halle,

sondern eine Art Schuppen. Darin fanden auch die Trauerfeiern für die ohne den kirchlichen Segen Bestatteten statt. Es gab Beschwerden von Angehörigen über den Zustand



„Arbeitsauftrag“ der Gemeinde für die AG Junge Historiker.
Quelle: Archiv Gisela Krüll.

des Raumes. Die Schüler entrümpelten und säuberten ihn und putzten die Fenster. Danach konnte darin wenigstens einigermaßen würdevoll von Verstorbenen Abschied genommen werden. Jetzt steht an der Stelle ein festes Gebäude.

Selbständige Schülertätigkeiten

Mehrere Male im Jahr fand eine Altpapieraktion statt. Schüler sammelten in den Heimdörfern Altpapier und brachten es mit zur Schule. Dort wurden die Bündel gewogen und für die Klassen gutgeschrieben. Eine Schülerin erinnert sich, sie hat gern an der Aktion teilgenommen. So kam sie in die häusliche Umgebung von Familien, was ihr sonst nicht gelungen wäre. Den Abtransport des Altpapiers nach Neubrandenburg übernahm die LPG(P) mit ihrem LKW. Der Fahrer war immer freundlich und verständnisvoll beim Aufladen, auch wenn die damit beauftragten Schüler ihre Arbeit nicht wirklich ernstnahmen.

Zu den Aufgaben der Schulen gehörten in der DDR die Durchführung von *Vietnam- oder Solidaritätsbasaren*. Lehrer und Schüler beteiligten sich mit Exponaten eigener Herstellung. Den Einfällen waren keine Grenzen gesetzt. Basteleien, wie Schmuck, Gegenstände zur Dekoration auch zu bestimmten Festen, Kleidung, Gebrauchsgegenstände aller Art wurden beigesteuert. Auch Eltern beteiligten sich. Vielleicht waren zuweilen die ästhetische Gestaltung nicht vorbildlich oder der Gebrauchswert fragwürdig, aber der gute Wille immer ersichtlich. Verkauft wurden die Gegenstände zum Parkfest in Klein Vielen, zu Elternabenden, zum Elterntanz, zu Veranstaltungen der Gemeinden. Den Erlös wurde gespendet.

Privat unterhielten Schüler, meist ab Klasse 6, Briefverkehr mit sowjetischen Pionieren. Die russischen Briefe wurden stolz herumgereicht, eine Unterstützung des Russischunterrichtes.

Formen der Feriengestaltung

Zur Tradition der Feriengestaltung gehörte für die POS Peckatel das jährliche *Schwimmlager*. Anfangs wurden die Teilnehmer in Zelten untergebracht, für die sie selbst das Geld erarbeitet hatten, aber auch in Schulen wie in einer Penzliner POS. Während des letzten Jahrzehnts etwa hielten sich die Schüler in Prillwitz auf, in einer ehemaligen, nun ungenutzten Einklassenschule. Zuerst musste das Lager im Neustrelitzer Gesundheitsamt angemeldet werden. Mitarbeiter überprüften die hygienischen Bedingungen im Hause und im gesonderten Gebäude mit Plumpsklo. Bei der Reinigungsaktion halfen die technischen Kräfte der Schule. Sie waren immer bereit, für die Kinder, denen sie täglich begegneten, zusätzliche Arbeiten zu verrichten.

Die Organisation des Mittagessens in der Prillwitzer Gaststätte gestaltete sich erheblich schwieriger. Der Leiter war Angestellter der Konsumgenossenschaft mit festem Gehalt, ob viele Leute bekocht wurden oder wenige. Die Überzeugungsarbeit grenzte an Demütigung, aber am Ende gab er doch nach. Noch schwieriger war die Verpflichtung von Rettungsschwimmern. Manche fähigen jungen Leute ließen sich nicht ausbilden, weil die Mühe groß war und sie die Höhe der Bezahlung nicht überzeugte. Trotzdem gelang es

immer, das Lager durchzuführen. Über 95 % der Schüler erwarben das Freischwimmerzeugnis.

Für öffentliche Diskussionen sorgte immer wieder das schon erwähnte *Wehrlager* für die Jungen der 9. Klasse zu Beginn der Sommerferien.

Nach einem gewissen Auswahlprinzip bot sich für Schulen die Möglichkeit, an *zentralen Lagern in der DDR und im sozialistischen Ausland* teilzunehmen. Die wurden von der Abteilung Volksbildung oder der FDJ organisiert. Geldumtausch und Elterninformationen waren den begleitenden Lehrern überlassen. Schüler der Otto-Grotewohl-Oberschule



Schüler begehen den Internationalen Kindertag am 1.6.; Jahr unbekannt. Quelle: Archiv Hella Schulz.

hielten sich zweimal in der Volksrepublik Polen auf, einmal Ende der 1970er Jahre, ein anderes Mal 1986. Bei der Pflirsichernte in Ungarn half die Delegation einer 9. Klasse.

Das *Woroschilowlager* war ein zentrales Pionierlager bei Tempelin. Einmal um 1980 nahmen Peckateler Schüler an dem Lagerleben teil. Bei allen Gelegenheiten sammelten die Pioniere und FDJler Erfahrungen, ideologische Beeinflussung geschah dabei nur vage. Klassenlehrer organisierten auch in eigener Verantwortung Ferienfahrten meist in Absprache mit den Elternaktivmitgliedern.

Eine Kombination von Ferien- und Arbeitslager führte die Meliorationsgenossenschaft in Neustrelitz durch, nämlich das *Lager Erholung und Arbeit*. Vormittags organisierte sie die Tätigkeiten, nachmittags konnten die FDJler ihren Freizeitinteressen nachgehen. Untergebracht waren sie in einer Alt-Strelitzer Schule.

Schüler der Unterstufe konnten an den *Ferientspielen* teilnehmen. Sie kamen nur tagsüber zur Schule. Das war wichtig für Familien, in denen beide Elternteile berufstätig waren. Auf diese Weise wurden die Kinder betreut und bekamen in der Schulküche warmes Essen. Die beaufsichtigenden Lehrer mussten sich das Programm selbst ausdenken. Eine kleine Summe Geldes stand ihnen dazu zur Verfügung.

Aufsichtspflichten der Schüler und Lehrer

Die Organisation der Aufsicht an den verschiedenen Orten war wichtig, besonders die Begleitung zur Schulküche und Bushaltestelle, weil die Wege außerhalb des Schulgeländes lagen und sie über die F 193 führten. Dabei musste ein Lehrer die Schüler begleiten. Ein Teilnehmer der AG Verkehrshelfer stand an der Kurve gegenüber vom Friedhof, gut sichtbar für Fahrzeuge aus Richtung Neustrelitz kommend, bewaffnet mit einem Stab, um auf das Hindernis aufmerksam zu machen. Auch an der Bushaltestelle warteten immer Lehrer bis zu den Abfahrten. In dem Granziner Bus führte stets ein FDJler Aufsicht zur

Unterstützung des Fahrers oder auch, um den Kleineren zu helfen. Das geschah stets ohne Probleme.

Während der Hofpausen führte ein Lehrer Aufsicht. Im Pavillon waren FDJler für die Ordnung verantwortlich, dort standen in der ersten großen Pause die Milchflaschen. Schüler, die keine Milch tranken, mussten den Flur verlassen. Die Kleinen gehorchten den Großen ohne Klagen.

Die FDJler in die Aufsichten einzubeziehen, war eine gute Lösung. Die Lehrer wurden entlastet, die meisten Schüler zeigten genügend Verantwortungsbewusstsein, und die Kleinen kannten dadurch die Großen, die im Hauptgebäude unterrichtet wurden und mit ihnen in den Bussen fuhren.

Auch zu Sportspartakiaden in Neustrelitz und zum *Manöver Freundschaft* fanden sich immer ältere Schüler, die die Pioniere begleiteten und Lehrer unterstützten.

Einbeziehung der Eltern

Die Verbindung zu den Elternhäusern geschah in vielfältiger Form, wenn sie auch Schwierigkeiten bereitete. Die Schüler der Otto-Grotewohl-Schule wohnten in 10 Ortsteilen zweier Gemeinden. Pflicht jedes Klassenleiters war es, mindestens einmal im Jahr jedes Elternhaus zu besuchen. Vom Direktor kontrolliert wurden die Besuche nicht, wenn nicht ein besonderer Anlass vorlag.

Am Anfang des Schuljahres fand ein Elternabend statt, auf dem die künftigen Aufgaben erläutert und die Elternaktive, meist Mütter, gewählt wurden. Einen weiteren Elternabend organisierte die Schulleitung am Anfang des zweiten Halbjahres, damit Lehrer aktuelle Probleme und Ziele der Bildung und Erziehung darzustellen konnten. Fachlehrer, die für keine Klasse verantwortlich waren, nahmen an den Veranstaltungen zur Unterstützung des jeweiligen Klassenleiters teil. In den FDJ-Klassen trat regelmäßig ein Oberst auf, um für die NVA zu werben, wie schon erwähnt.

Die Klassenlehrer trafen sich mit dem Elternaktiv in eigener Regie zusammen, um Probleme zu erörtern, auch Fahrten, Wandertage oder Abschlussfeste vorzubereiten. Die Verbindung zum Elternbeirat und dem Vorsitzenden zu halten war Aufgabe des Direktors.

In der Verantwortung des Elternbeirates lagen die Vorbereitung und Durchführung einer alljährlichen gemeinsamen Tanzveranstaltung von Eltern und Lehrern. Am Anfang traten Schüler mit Programmen auf, danach feierten die Erwachsenen.

Eltern konnten auch zu besonderen Anlässen im Unterricht hospitieren. Davon wurde wenig Gebrauch gemacht, weil das nur vormittags möglich war.

Veranstaltungen für Pädagogen

An jedem Montagnachmittag war in der Schule eine Veranstaltung geplant, im Wechsel fanden Dienstbesprechung, Parteilehrjahr und Pädagogischer Rat statt. Die Anwesenheit war Pflicht, auch am Parteilehrjahr hatten außer den Genossen alle Kollegen teilzunehmen. Einmal im Monat wurden donnerstags Weiterbildungsveranstaltungen in Neustrelitz durchgeführt, die die Fachberater organisierten. Da die Mittwochnachmittage der au-

ßerunterrichtlichen Arbeit mit Schülern vorbehalten waren, mussten Unterrichtsvorbereitungen, Korrekturen und individuelle Weiterbildung von den Lehrern zu Hause gut organisiert werden.

Bei den Dienstbesprechungen wurden aktuelle Themen oder Probleme besprochen. Zum Parteilehrjahr gab der Organisator vorher Aufgaben bekannt, auf die die Teilnehmer sich vorzubereiten hatten. (Was nicht immer geschah.)

Pädagogische Räte fanden nur zweimal im Jahr statt und wurden von der Schulleitung lange und gründlich vorbereitet. Dazu vergab sie Themen zu Vorträgen an bestimmte Kollegen. Zu diesen Veranstaltungen ergingen Einladungen an Persönlichkeiten des Rates des Kreises/Abt. Volksbildung, an Landwirte, Naturschützer, einmal auch an einen Vertreter des Kreiskomitees für Widerstandskämpfer. Die Themen befassten sich mit Problemen der schulischen Erziehung und Bildung, z. B. am 13.12.1976: „Wie erziehen wir durch eine lebendige und traditionsverbundene außerunterrichtliche und unterrichtliche Arbeit unsere Schüler zu sozialistischem Patriotismus und proletarischem Internationalismus?“

Die Qualität der fachlichen Weiterbildungen hing vom jeweiligen Fachberater ab. Für jedes Fach zeichnete einer verantwortlich. Sie galten als besonders fähige Fachlehrer. Die meisten kannten ihre Kollegen recht gut, weil sie an den Schulen hospitierten. Zur Vorbereitung des Gedankenaustausches bei den Weiterbildungen waren öfter Vorträge zu bestimmten Themen vorgegeben. Die Teilnahme an diesen Veranstaltungen war freiwillig.

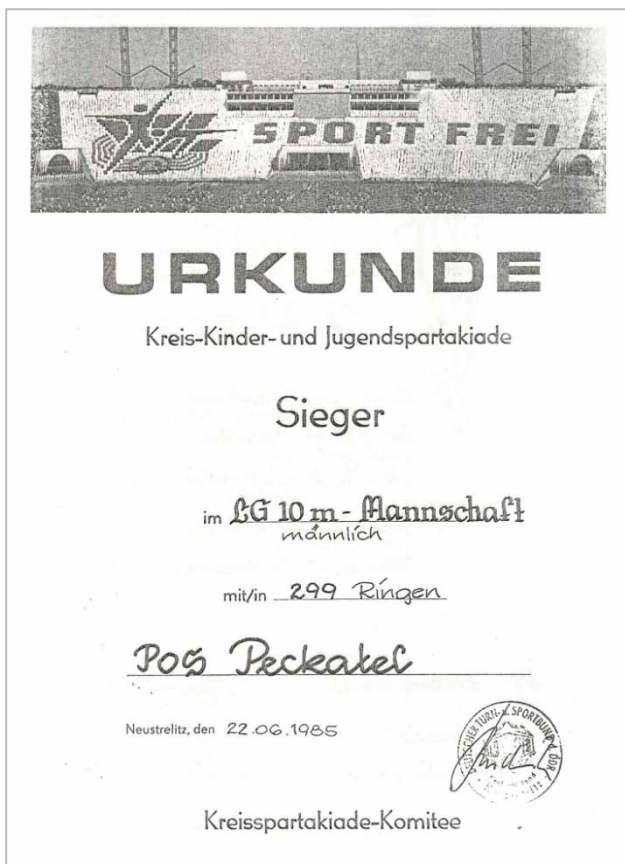
Vom Pädagogischen Kreiskabinett konnten Fachberater Geld abrufen für Bildungsmöglichkeiten in den Ferien. Der Deutschfachberater organisierte alljährlich in den Herbstferien Fahrten nach Berlin zur Besichtigung von Gedenkstätten und zu Theaterbesuchen. Das waren immer lohnende Unternehmungen, deren Vorbereitung aber Mühe bereitete. Deshalb scheuten manche Fachberater solche Fahrten.

Probleme – Schwierigkeiten – Unzulänglichkeiten

Bei der Organisation der unterrichtlichen und außerunterrichtlichen Arbeit waren die zum Teil weiten Schulwege der Schüler zu berücksichtigen. Sie mussten zeitig früh aufstehen, hatten das Warten an der Bushaltestelle und die Fahrt schon hinter sich, wenn sie in der Schule ankamen. Vor Unterrichtsbeginn hatten sie eine halbe Stunde zu warten, weil der Bus eine zweite Tour fuhr. Nach der vierten Stunde nahmen die Schüler, die zuerst abgeholt wurden, das Mittagessen ein. Dann folgten noch zwei Unterrichtsstunden. Für die Lehrer ergab sich die Schwierigkeit, auf die müden Schüler Rücksicht zu nehmen, aber auch den Lehrplan zu erfüllen.

Am Schulort wohnten zeitweise nur zwei Lehrer, einige in den umliegenden Dörfern, die meisten lebten in Neustrelitz. Beim Bau des Stundenplanes und bei der Vorbereitung von Veranstaltungen mussten die Busabfahrtszeiten berücksichtigt werden.

Die auswärtigen Lehrer kannten die Lebensbedingungen der hiesigen Familien weniger, woraus sich zuweilen Probleme ergaben.



Urkunden Schachmannschaftsturnier 1967, Kreismesse der „Meister von Morgen“ 1971, Kinder- und Jugendspartakiade 1966 und Spartakiade der Volkskunst 1975. Quelle: Materialsammlung zur Chronik der Gemeinde Klein Vielen IV/VIII, Schule Teil 2.

Einige Städter beneideten die Landlehrer wegen der sogenannten Landlehrerzulage zum Tag der Republik in Höhe von 400 Mark. Dabei war diese Zuwendung lächerlich gering, wenn man bedachte, dass alle Landbewohner zur Stadt fahren mussten zu Arzt-, Behörden-, Friseur-, Weiterbildungsterminen und Einkäufen, zu schweigen von Theater-, Konzert- und Vortragsbesuchen. Einige Neustrelitzer Kollegen empfanden es als Zumutung und Degradierung, auf dem Dorf arbeiten zu müssen.

Noch lange herrschte das Vorurteil, die Landlehrer seien geistig und kulturell weniger gebildet als die Kollegen in der Stadt. Das „Dorfschulmeisterlein“ spukte noch lange in manchen Köpfen. In den 1960er Jahren fanden Kreislehrerkonferenzen am Anfang jedes Schuljahres statt, aber säuberlich getrennt nach Stadt- und Landlehrern. Die Städter trafen sich im hellen, freundlichen Kreiskulturhaus, dort sprach der Kreisschulrat. Die Landlehrer tagten im dunklen, muffigen Kinosaal, bei ihnen hielt der stellvertretende Schulrat den Vortrag. Alle Kollegen hatten jedoch dieselbe Ausbildung und unterrichteten nach denselben Lehrplänen. Auch bei Weiterbildungen ergab sich die Trennung durch die selbstgewählte Sitzordnung. Man kannte sich scheinbar nicht, obwohl man 10 Jahre oder mehr dort immer dieselben Fachkollegen traf.

An kleinen Landschulen fehlten immer ausgebildete Pädagogen für mehrere Fächer. Das lag zum Teil am Lehrermangel z. B. für die Fächer Deutsch, Musik, Kunsterziehung, Sport, aber auch, weil für Fachlehrer, wie für Geschichte und Erdkunde, zu wenige Pflichtstunden zur Verfügung standen. Die Abteilung Volksbildung des Kreises organisierte sogenannte sozialistische Hilfe, d. h. Fachlehrer aus Neustrelitz übernahmen Unterricht in Fächern, in denen die Lehrkräfte in Peckatel fehlten. Diese Maßnahme bewährte sich nicht. Diese Kollegen hielten sich nur als „Stundengeber“ in der Schule auf. Sie kannten weder die Schüler noch die Kollegen, von internen Absprachen und Gewohnheiten ganz abgesehen.

Daraus ergab sich die Notwendigkeit, Pädagogen der Schule ohne entsprechende Ausbildung diese Fächer unterrichten zu lassen. Sie erteilten den Unterricht zeitweise oder langjährig in Deutsch, Musik, Sport, Geschichte, Erdkunde, Englisch und technischem Zeichnen. Dabei mussten Defizite in Kauf genommen werden, die an die Schüler mehr oder weniger weitergegeben wurden. Den nicht ausgebildeten Lehrern fehlten Kenntnisse der Fachmethodik und fachliches Wissen. Dazu ein Beispiel:

Die Sportlehrerausbildung war besonders anspruchsvoll. Außer dem umfangreichen Sporttraining besuchten die Studenten Vorlesungen und Seminare für Anatomie, Physiologie, lernten Programme für das Training bestimmter Muskelgruppen und die modernsten Trainingsmethoden kennen. Daneben mussten sie ein zweites Fach studieren und das Grundstudium wie alle DDR-Studenten absolvieren. Sie erhielten außerdem längere juristische Unterweisungen als andere Pädagogikstudenten, denn es konnte in der Praxis unter Umständen um Leben oder Tod gehen. Dieses Wissen erwarb sich trotz bestem Willen kein Lehrer, dem die Ausbildung fehlte. Ein mehrjähriges Studium war nicht zu ersetzen. Es hätte sich wohl auch keiner erdreistet, sich Deutsch-, Musik- oder Sportlehrer zu nennen. Sie waren quasi Seiteneinsteiger mit pädagogischer Vorbildung.

In den ersten Jahrzehnten nach Einführung des Unterrichtsfaches Russisch ab Klasse 5 lehnten es viele Erwachsene ab. Die fremde Schrift irritierte, und die Leute übertrugen das Gefühl, das sie der ungeliebten Besatzungsmacht entgegenbrachten, auf die Kultursprache Russisch. Man erfand auch Gründe, z. B. es klinge abstoßend wegen der vielen Zischlaute, und es sei viel zu schwierig für deutsche Muttersprachler. Das war schade, denn es hatte noch nie an deutschen Schulen die Möglichkeit gegeben, eine slawische Sprache zu lernen. Außerdem kann man sich heute noch gut in Polen und Tschechien mit Russisch verständigen, wahrscheinlich auch in der Slowakei und in Bulgarien. Allerdings hatte es anfangs kaum Russischlehrer gegeben, so dass an vielen Schulen zunächst der Unterricht wegfiel. Das änderte sich erst Jahre später.

Zeitweise konnte man eine latente Unterschätzung der Unterstufenlehrer bemerken. Das war gedankenlos und unberechtigt. Durch ihr großes Können wurden aus Kindergartenkindern kleine Schüler. Wenn ein solcher Lehrer eine gut vorbereitete vierte Klasse abgab, war das ein Geschenk für die Fachlehrer. Sie konnten dann ohne lästige und zeitraubende Ausbildung bestimmter Fertigkeiten in der fünften Klasse sofort mit dem Fachunterricht beginnen.

Das sozialistische Erziehungsprinzip „Keinen zurücklassen, jeden mitziehen“ galt auch in der Otto-Grotewohl-Oberschule. Das hatte für viele Schüler Berechtigung, es hat ja etwas mit Menschenwürde und Solidarität zu tun. Nicht immer war die Haltung berechtigt. Manche Schüler gewöhnten sich daran, belohnt zu werden, ohne Entsprechendes zu leisten. Solche Jugendlichen scheiterten in der Berufsausbildung.

Ein materielles Problem war die Störanfälligkeit der Geräte, die die Lehrer für die Anschauung im Unterricht benötigten, wie Bildwerfer, Polylix usw. Die meisten „dienten“ seit Jahrzehnten. Ein Pädagoge war für die Reparaturen verantwortlich. Wenn es ihm nicht gelang, brachte er das Gerät zur Kreisbildstelle, wo es von Fachleuten kontrolliert



Urkunde „für gute Leistungen in der »Woche der sozialistischen Pionierhilfe«. Quelle: Materialsammlung zur Chronik der Gemeinde Klein Vielen IV/VIII, Schule Teil 2.

oder ausgewechselt wurde. Diese Kollegen waren in Peckatel absolut zuverlässig. Aber die Gräte fielen zwangsläufig einige Zeit aus.

Manche Probleme waren „DDR-gemacht“, andere gibt es wohl heute noch, weil Schule immer von Menschen „gemacht“ wird, und Menschen sind nicht gleich programmiert. Deshalb wird es immer Unzulänglichkeiten und Missverständnisse in Bildungseinrichtungen aller Art geben.

Versuche und Maßnahmen der ideologischen Erziehung

Ein ehemaliger Schüler äußerte sich: „In der Schule haben sie dir den ganzen Tag das sozialistische Zeug vorgesabbelt.“ Das kann man so nicht stehen lassen. Es ist richtig, die Lehrpläne waren derart aufgestellt, dass die kommunistische Erziehung Weg und Ziel bedeutete. Danach mussten sich die Lehrer unbedingt richten, nicht nur, weil die Themen der Abschlussarbeiten in Klasse 10 zentral gestellt wurden. Trotzdem erwarben die Schüler im Fachunterricht wichtige Kenntnisse. Naturwissenschaftliche Gesetze z. B. konnten auch die Theoretiker des Marxismus-Leninismus und Genossen des ZK (Zentralkomitee) nicht missachten.

Alle Veranstaltungen der Kinder- und Jugendorganisation sollten parteilichen Charakter tragen. Bei diesen Gelegenheiten hatte der Lehrer aber, wenn er wollte, Bewegungsfreiheit, die Zusammenkünfte mit eher unterhaltendem, bildendem oder sportlichem Charakter durchzuführen. An diesen Nachmittagen wurden auch Wandzeitungen angefertigt oder das Kulturprogramm geprobt. Bei der Traditionspflege ergaben sich ebenso verschiedene Möglichkeiten. Der Einfluss der Pionierleiterin war mindestens in der Oberstufe kaum zu spüren.

Die Pädagogen standen vor Schülern, die entweder christlich erzogen waren, oder sie kamen aus Elternhäusern, in denen die Väter und Mütter die Hohlheit der Phrasen und die Utopie der Ziele von Partei und Regierung erkannten. Manche waren nur unzufrieden wegen des Mangels an materiellen Gütern und Reisebeschränkungen, andere treue DDR-Bürger. Die meisten Lehrer bemühten sich, die Schüler nicht in Gewissenkonflikte zu stürzen, aber auch die eigene Glaubwürdigkeit zu wahren. Das war nicht immer einfach, Kompromisse unumgebar, besonders in Heimatkunde, Geschichte, Erdkunde und Literatur, bei außerschulischer Arbeit und Feiern. In der Regel hatten die Schüler ein feines Gespür, erkannten und honorierten die Bemühungen.

Es war durchaus möglich und auch gefordert, geistige Fähigkeiten zu entwickeln, also zu kritischem Denken zu erziehen und Ergebnisse zu formulieren, und zwar in gutem Deutsch. Besondere Verantwortung übernahmen die Deutschlehrer. In ihrem Fach wurden nach Lehrplan über Schuljahre hinweg Strategien zum kausalen Denken, wie Beweisen, Schlussfolgern, Vergleichen usw. entwickelt, und zwar im Grammatik- und Ausdrucksunterricht. Diese Fähigkeiten bildeten neben anderem die Voraussetzung für die erfolgreiche Bildung in allen Fächern.

Die Muttersprache wurde ohne Einschränkung gepflegt, unnötige Fremdwörter und Phrasen vermieden, und zwar von allen Lehrern, obwohl man sie in den Massenmedien stän-

dig hörte und las. Dieses Bemühen passte zu dem Namengeber der Schule. Otto Grotewohl sprach und schrieb ein geschliffenes Deutsch. Es wurde also nicht nur „gesabelt“, sondern auch gebildet.

Nur das Fach Staatsbürgerkunde nahm eine Sonderstellung ein, da kam es schon vor, dass „schnödes Ostpolitikwissen gepaukt wurde und auch abgefragt wurde. Jedoch hatte man als gelernter DDR-Bürger ein System entwickelt, diese Schnodder bei Bedarf fehlerfrei abrufbar bereitzuhalten, jedoch nicht für sich selbst zu verinnerlichen.“ So zu lesen als Lesermeinung im *Nordkurier* vom 6. August 2016. Monika Maron drückt es so aus: „... was mit Menschen geschieht, wenn sie Verhältnissen unterworfen sind, in denen sie eine relative materielle Sorglosigkeit mit ihrer geistigen Freiheit bezahlen“ (*Nordkurier* 3.6.21, S. 5).

Besonders schwierig und verantwortungsvoll war die Aufgabe für Klassenlehrer der oberen Klassen, Schüler zu beurteilen, um deren Eignung für den Besuch weiterführender Schulen zu beweisen. Die Teilnahme an FDJ-Veranstaltungen, Funktionen in der Jugendorganisation, Abonnements von entsprechenden Zeitungen, Unterstützung der schulischen Arbeit durch die Eltern und vieles andere war zu berücksichtigen. Man musste sich die Formulierungen gut überlegen, um die Schüler in ihrer Lebensplanung nicht zu behindern, doch möglichst bei der Wahrheit zu bleiben. Das galt auch für die Abschlussurteilungen der Klasse 10.

Beim FDJ-Studienjahr kam es auf die Fähigkeit des Lehrers an, die Themen mit Lehrplanstoff zu verbinden, so dass den Jugendlichen dabei Wissen vermittelt, ihre Allgemeinbildung bereichert werden konnte und oberflächliches Gerede vermieden wurde.

Zentral vorgegebenen Themen konnten schon zu Oberflächlichkeit führen, wenn sie Pioniere und FDJler überforderten. Einige Pionieraufträge sind oben angeführt. Eine 2. Klasse fertigte zu dem Auftrag *Pioniersignal – Parteitag* im Laufe des Jahres Wandzeitungen an zu den Themen: „Über unsere Soldaten; Der Herbst; Die Pionierarbeit unserer Gruppe; Wilhelm Pieck; Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg; Ernst Thälmann; Das Leben in unserer Republik; Die sozialistische Einheitspartei Deutschlands.“ Einige dieser Themen dürften die Schüler dieses Alters erheblich überfordert haben.

In der Schülerbibliothek standen viele Bücher, deren Inhalt sozialistisch ausgerichtet war, andere gab es kaum, und es war gewünscht, dass die Schüler in der Freizeit lasen. Die ideologische Beeinflussung von Lesern war unvermeidbar, doch infolge der ständigen Wiederholungen sah mancher über Parolen und Phrasen hinweg. So wie alle DDR-Bürger die Spruchbänder, Losungen und Fahnen übersahen, da sie allgegenwärtig erschienen.

Viele Schulbücher waren unbrauchbar, weil sie überaltert waren und mit ihrer Glorifizierung der SU und DDR zu primitiv und unglaubwürdig wirkten. Den Umgang mit dieser Art Literatur konnte man Schülern nicht zumuten. Beispiele waren die Geschichtsbücher der oberen Klassen und die Muttersprachen. Wahrscheinlich traf das auch auf die Lehrbücher anderer Fächer zu.

Der Antrag einer Schülerin wegen Delegation zur EOS (Erweiterte Oberschule) wurde abgelehnt trotz ihrer sehr guten oder ausgezeichneten Leistungen in allen Fächern. Sie war getauft und konfirmiert und hatte ein christlich orientiertes Elternhaus. Mit der Ablehnung war die Lebensplanung der Jugendlichen zerstört, und der Verzicht auf einen



Schülerinnen und Schüler vor dem Eingang zur Otto-Grotewohl-Schule 1990. Der Schriftzug wurde im Zuge der Umwandlung zum Gemeindezentrum entfernt. Quelle: Archiv Pitt Venherm.

künftigen Intelligenzler in der DDR wurde in Kauf genommen. Kaum einer ihrer Lehrer hat gegen die Entscheidung des Direktors Stellung bezogen.

Verboten waren Jeans, Plastikbeutel, westliche Literatur und jegliche Erzeugnisse solcher Art in der Schule.

Das Resümee: Es gab genug Versuche von engstirnigen Funktionären, die Bildung und Erziehung zu bestimmen. Viele Lehrer sahen es jedoch als ihre Pflicht an, unsinnigen oder schädlichen Forderungen entgegenzusteuern und offensichtliche Lügen zu vermeiden.

Wenn die Lehrer in der DDR, auch viele Genossen, nicht verantwortungsvoll gearbeitet und tüchtige Menschen gebildet und erzogen hätten, wäre das Land nach dem Krieg eine Trümmerwüste geblieben, bewohnt von Analphabeten. Kein Bürger der BRD hätte seinen „Brüdern und Schwestern im Osten“ 1989 die Hand reichen wollen.

Ergänzungen und Hinweise zum Text steuerten bei: Ursula und Reinhard Keller, Brunhilde Holm, Uta Heldt, Nancy Keller, Dagmar Braasch. Besonderen Dank schulde ich Rita Schulz, Hermann Behrens und Uta Matecki.

Ziegeleien zwischen Lieps und Havelquelle

Hermann Behrens

Auf historischen Karten aus dem 18. und 19. Jahrhundert sind zwischen Lieps und Havelquelle mindestens sechs Ziegeleien verzeichnet.

Ziegelsteine kamen mit den Römern nach Deutschland. „Doch wie vieles Römische wurden auch sie wieder vergessen. Erst im Mittelalter erreicht der Baubackstein und der Dachziegel endlich Norddeutschland und führt zur Entstehung eines einzigartigen Baustils – der Norddeutschen Backsteingotik“ (Saß 2002: 400). Verwendung fanden Ziegel allerdings zunächst vornehmlich beim Bau von Stadtmauern, Toren, Kirchen, Rathäusern oder Klöstern, da sie für „Normalsterbliche“ unerschwinglich waren (ebenda). Kenntnisse darüber, wie Ziegel gebrannt werden, gelangten „aus den Handelszentren Oberitaliens und der Lombardei durch Mönche nach Norddeutschland“ (Borchert 1994: 75).

Im 16. und 17. Jahrhundert wurden Ziegel günstiger, da mit Verordnungen auf bis dahin verbreitete Brände in Städten und Dörfern reagiert, die Errichtung von Ziegeldächern statt Strohdächern und der Bau von Steinhäusern gefordert und damit die Ziegelproduktion „angeheizt“ wurde. Auch in Mecklenburg gab es zwar schon vor dem Dreißigjährigen Krieg solche Verordnungen, aber „erst die großen Feuersbrünste nach dem Dreißigjährigen Krieg bewirkten eine durchgreifende Änderung. Aus einer Statistik geht hervor, dass allein zwischen 1651 und 1799 noch über 70 Ortschaften in Mecklenburg niederbrannten, darunter einige mehrfach“ (Saß 2002: 400). Um der Brandgefahr zu begegnen, wurden nun vielerorts Feldziegeleien gebaut, in denen in der Regel bis zu fünf Arbeiter tätig waren, deren Arbeitszeit von der Jahreszeit und dem Wetter abhing. Drei- bis fünfmal im Jahr, manchmal häufiger, wurden jeweils bis zu 100 000 Ziegel gebrannt, davon 20 bis 30 Prozent Dachziegel (Borchert 1994: 75 und 77). Die Nachfrage nach Ziegeln wurde auch durch eine zunehmende Holzknappheit befördert, die durch den hohen Brennholzverbrauch und das aufstrebende Glashütten-Handwerk verursacht wurde (Borchert & de Veer 2011: 15).

Feldbrandziegelei

„Die Ziegel wurden von Ziegelhandwerkern Stück für Stück von Hand gefertigt. Kein handgemachter Ziegel gleicht dem anderen. Diese Erzeugnisse heben sich daher grundsätzlich von den heutigen, industriell gefertigten, ab. Im Zuge der Christianisierung großer Teile Norddeutschlands und des darauf folgenden Bedarfs an Baumaterial für Kirchen, Klöster und erste Wehrbauten übten die Ziegler ihr Gewerbe meist als Wanderarbeiter aus. Bis zur Anlage ortsfester Ziegeleien wurden die Backsteine im Feldbrandverfahren am Ort des Lehmabstichs hergestellt. Die Ziegler stapelten nach einem bestimmten Bauplan die getrockneten ‚Lehmkuchen‘ zu Öfen, unter Auslassung von Kanälen, die mit Kohle gefüllt wurden. Solche Feldbrandmeiler, deren Kuppeln mit Lehm verstrichen wurden, bestanden aus ca. 40 000 Backsteinen. Das Feuer fraß sich mehrere Tage lang von einem Schürgang aus von unten nach oben. Je nach Lage der Steine zur Mitte oder zum

Rand hin waren sie härter oder weniger hart gebrannt und wurden so vom Maurer entweder für die Außenhaut eines Gebäudes oder für das innere Mauerwerk verwendet“ (Saß 2002: 400 f.).

Ein Feldbrandofen bestand nur so lange, bis das Rohstofflager erschöpft war. Der Standort einer Feldbrandziegelei ist aus historischen Karten zwar nahezu punktgenau ablesbar und wieder auffindbar, archäologische Spuren findet man allerdings selten, da für die Errichtung eines solchen Ofens nur die oberste Bodenschicht abgetragen und die Flächen später häufig beackert wurden.

Feldbrandöfen existierten in Mecklenburg bis in das 19. Jahrhundert hinein, mancherorts



Historisches Foto eines Feldbrandofens mit Zieglerern.

Quelle: Immenkamp 2001: 77.

in Deutschland bis Anfang des 20. Jahrhunderts. Die sie begleitenden Probleme und die Schwere der Arbeit gehen aus Folgendem hervor:

„Die Ziegelei war ein saisonaler Nebenerwerbsbetrieb. Er bestand aus Gruben, die das Rohmaterial lieferten. Hinzu kamen scheunenartige Gebäude, die bisweilen nur aus auf Balken gestützten Bedachungen und dem

Schachtofen bestanden. Der Ofen bestand lediglich aus vier Mauern, die mit Schürflöchern versehen waren. Als Brennstoff wurde Holz, Torf oder Kohle benutzt. Das Brennverfahren selbst hatte einige Mängel. So konnte mitunter nur ein Drittel der gebrannten Steine verwendet werden. Ein Drittel war stets durch Asche, Schlacken oder Schmolz (Überhitzung) unbrauchbar. Auch die restlichen Steine waren nicht immer einwandfrei. Innerhalb der Ofenanlage war die Temperatur uneinheitlich, so dass ungleiche Brände, die zu Mängeln führten, häufig waren. Auch starker Wind konnte einen ungleichmäßigen Brand hervorrufen. Der Brennstoffverbrauch war gewaltig. Er betrug pro 1000 Steine ca. 500 kg Kohle und war somit 3- bis 4-mal höher als beim späteren Ringofen.

Der Ton wurde im Herbst mit Hacken und Spaten abgegraben. Schubkarren dienten zur Tonförderung aus den Gruben. Das Material wurde in dünnen Lagen zum Verwittern (Mauken) ausgelegt. Der Ton musste mindestens ein halbes Jahr liegen, schieferhaltige Tone sogar mehrere Jahre. Für eine Million Steine war eine Verwitterungsfläche von einem halben Hektar erforderlich. Nach der Verwitterung kam das Material in ausgekleidete Gruben (Sümpfe), wo es mit Wasser vermischt und Beimengungen von Steinen und Wurzeln entfernt wurden. Zur Homogenisierung wurde das Material von Menschen oder Tieren gestampft. Der nasse Ton wurde auf Streichtischen von Hand in rechteckige Formrahmen gestrichen. Unter Schutzdächern oder im Freien blieben die geformten Steine 12 bis 14 Tage, oder auch länger, zur Trocknung liegen. Nach der Trocknung kamen sie in den Ofen“ (Wikipedia 2021 a).

Während der gesamten Brennphase, die ja nach Größe des Meilers zwischen zwei und sechs Wochen liegen konnte, bis sich das Feuer endlich bis zur Ofenkronen durchgefressen hatte, musste der Ziegelbrenner, ein erfahrener, meistens älterer Ziegler, das Feuer überwachen und den Ofenzug regulieren (GenWiki 2021, Internetquelle).

Die Form eines Feldbrandofens geht aus dem historischen Foto – siehe vorherige Seite – hervor (Quelle: Immenkamp 2001: 77).

Hoffmannscher Ringofen

1850 gab es in Mecklenburg-Schwerin 196 Ziegeleien, davon entfielen 42 auf die domanialen Ämter, 37 auf die Städte und 117 auf das ritterschaftliche Gebiet. 1895 wurde mit 236 Ziegeleien ein Höchststand erreicht, 1915 gab es dann nur noch 156 in Mecklenburg-Schwerin, ein Indiz für die aufkommende industrielle Fertigungsweise, die den Ziegeleien im ländlichen Raum Konkurrenz machte.

Im Gebiet zwischen Lieps und Havelquelle haben die Ziegeleien spätestens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihren Betrieb eingestellt. 1880 entstand eine neue Ziegelei in Brustorf bei Peckatel. Mit ihr zog in diesem Gebiet das Maschinenzeitalter in das Ziegeleiwesen ein. Dazu weiter unten mehr.

Während des 19. Jahrhunderts wurden Feldbrandöfen mehr und mehr durch „gemauerte riesige Ringöfen mit ovalem Grundriss abgelöst“ (Saß 2002: 400), die „Hoffmannschen“ Ringöfen, die nach dem königlichen Baumeister in Berlin, Friedrich Eduard Hoffmann (1818–1900), benannt waren, der 1859 zusammen mit Julius Albert Gottlieb Licht (1821–1898), Stadtbaurat von Danzig, „in Preußen und Österreich ein Patent zur ‚Erfindung eines ringförmigen Ofens zum ununterbrochenen Brennen aller Arten von Ziegeln, Tonwaren, Kalk, Gips und dergleichen‘“ angemeldet hatte (Wikipedia 2021 b, Internetquelle). Diese Öfen „wurden auch *Ringöfen nach System Hoffmann-Licht* genannt. Für das Patent wurde Hoffmann auf der Pariser Weltausstellung von 1867 mit einem ersten Preis (Grand Prix) ausgezeichnet. [...] Das Patent wurde später aberkannt, nachdem nachgewiesen werden konnte, dass der Maurermeister [Carl Gottlieb] Arnold [1807–1877] aus Fürstenwalde bereits 1839 den Ringofen erfunden, aber kein Patent angemeldet hatte. 1873 wurde er für seine Erfindung Ehrenbürger von Fürstenwalde.

Der Ringofen revolutionierte die Ziegelindustrie des 19. Jahrhunderts. Der kontinuierliche Brand lieferte zum ersten Mal eine gleichbleibende Qualität der Ziegel, während das Ergebnis in den vorher üblichen Kammeröfen nach jedem Brand anders aussah. Außerdem brannten die Ringöfen erstmals ununterbrochen Tag und Nacht, was den Bedarf an Arbeitskräften sprunghaft anwachsen ließ, zugleich aber auch eine vorher nie gekannte Steigerung der Ziegelproduktion ermöglichte. Seit 1859 änderte sich das Bild der Häuser von grau (Schilf- und Strohdach, Strauch-, Holz-, Lehmwände) zu rot (Dachpfannen, Ziegelhaus, weniger Feuergefahr). Ziegelrohre ermöglichten Kanalisation sowie unterirdische Drainage und Entwässerung von Feldern“ (Wikipedia 2021 b, Internetquelle).

Prinzipskizze und zugehöriger Text erläutern die Funktionsweise eines Hoffmannschen Ringofens (Wikimedia, Grafik: Frank von Marillac 2001).

Funktionskizze eines Hoffmannschen Ringofens. Quelle: Wikimedia, Grafik: Frank von Marillac 2001.

In Mecklenburg-Schwerin wurde der erste Ofen dieser Art 1864 in der Ziegelei Blankenberg in Betrieb genommen (Borchert 1994: 79). Neben dem Ringofen zogen weitere technische Neuerungen ein wie die Verwendung von Maschinen zur Herstellung von Ziegeln, beides lohnte sich zunehmend nur in größeren Ziegelwerken. Dem Konkurrenzdruck erliegend, wurden – siehe die Zahlen oben – in den nächsten Jahrzehnten wiederum zahlreiche kleinere Ziegeleien aufgegeben: „Gab es in ganz Mecklenburg 1925 noch 127 Ziegeleien, so sank ihre Zahl bis 1938 auf 54“ (Borchert 1994: 79).

Heute gibt es in Mecklenburg-Vorpommern keinen Ziegeleibetrieb mehr. Einen funktionsfähigen Ringofen können Gäste in Benzin, einem Ortsteil von Kritzow, bestaunen.

In Deutschland sind nur wenige Ringöfen erhalten geblieben, die noch in Betrieb sind. Diese haben allerdings für die Denkmalpflege eine große Bedeutung.

Die Ziegelmanufaktur Glindow (bei Berlin), aus der auch die Ziegel für die Sanierung der Jahn-Kapelle in Klein Vieln stammen, beschreibt den Vorteil der Ringöfen wie folgt: „Die Stapeltechnik der Ziegel im Ofen führt dazu, dass sich die von Brenngasen frei zugänglichen Flächen der Ziegel intensiver verfärben als an den überlappenden Flächen. Aus diesen Gründen spielen die noch wenigen Ringofenziegeleien eine besondere Rolle in der Denkmalpflege. Sie können Ziegel unter fast originalen Bedingungen herstellen wie vor hunderten Jahren“ (Ziegelmanufaktur Glindow 2021, Internetquelle).

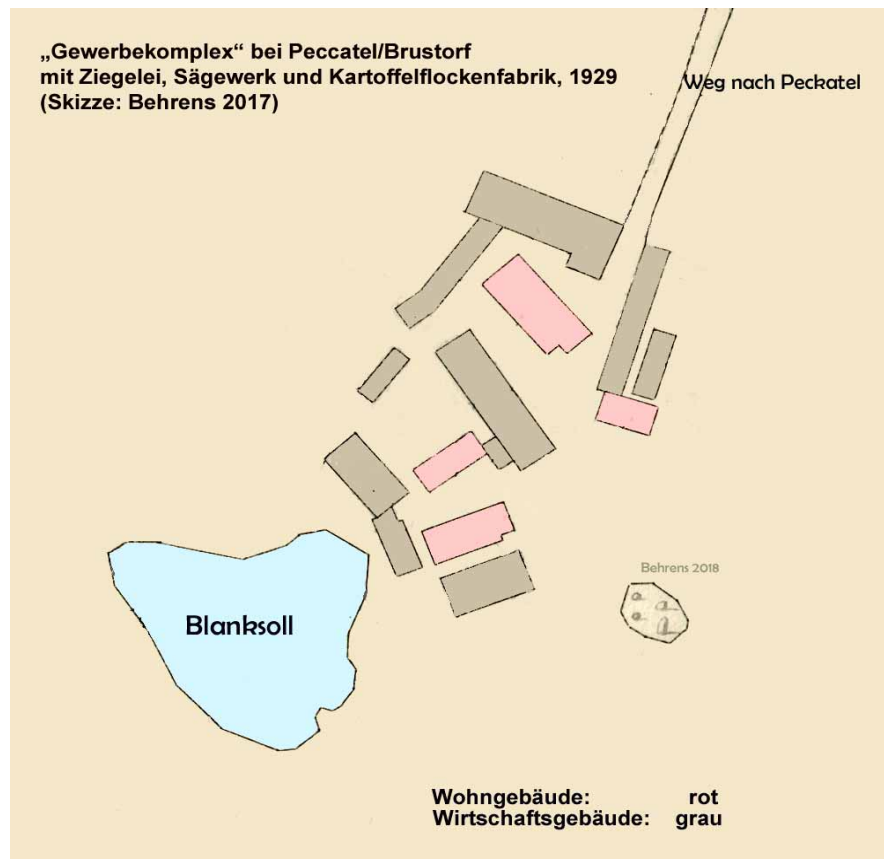
Die Ziegler aus vorindustrieller Zeit haben ihre Spuren hinterlassen. Ziegelhandwerker waren vor allem in strukturschwachen Regionen bis in die jüngste Gegenwart tätig. Sie stellten hauptsächlich Dachplatten, die sog. Biberschwänze, und Baubacksteine her und haben „einen Brauch zur Tradition werden lassen, der in erster Linie bei den Dachziegeln sichtbar wird, weil der Mauerziegel zumeist ‚unsichtbar‘ verbaut wurde oder die gestalteten Seiten nicht sichtbar waren. Der Ziegler drückte oder ritzte in den noch feuchten Lehm zu bestimmten Anlässen Texte oder bildliche Motive. Diese allgemein als ‚Feierabendstein‘ bezeichneten Objekte wurden zusammen mit den anderen zum Mauern oder Dachdecken verwendet. Obwohl so gut wie unbekannt, haben somit auch die Ziegler ihren Anteil am Brauchtum in Mecklenburg geleistet“ (Saß 2002: 400 f.).

Die Ziegelei bei Brustorf

Eines der letzten Zeugnisse der „Industriegeschichte“ des Maltzanschen Gutes in Peckatel steht zwischen Peckatel und Brustorf. Bis 1929 existierte an der Stelle eine Ziegelei, die zusammen mit einem (Dampf-)Sägewerk und einer Kartoffelflockenfabrik einen kleinen „Industriepark“ darstellte. Die Ziegelei firmierte unter dem Namen „Ziegelwerk Brustorf G.m.b.H.“; um die Wende zum 20. Jahrhunderts war ein Rahn Verwalter des Betriebes, ab 1918 Wilhelm Graupmann.

Der Geologe Eugen Geinitz beschrieb in seiner „Geologie Mecklenburgs“ einst die Bodenverhältnisse in Brustorf:

„Sehr interessante Lagerungsverhältnisse zeigen die Tongruben der Ziegelei Peckatel: Während früher dicht an der Endmoräne grauer Geschiebemergel abgebaut wurde, hat die etwas nördlich davon angelegte neue Ziegelei auch Diluvialton (mit Sandbedeckung) unter Geschiebemergel angefahren. Diese Sedimente zeigen starke Störungen in Gestalt



Ziegeleilandort bei Brustorf 1929. Kartengrundlage: Kreisarchiv Mecklenburgische Seenplatte, Signatur 1456-7-2: Karte von einem Teile der Feldmark Peccatel mit Brustorf. Amt Waren.

Penzlin, Hohenzieritz und Peccatel eilten herbei, die Penzliner Wehr mit ihrer Motorspritze. Aber auch die vereinten mit aller Energie arbeitenden Kräfte waren dem verheerenden Brande gegenüber machtlos. Der starke Wind trieb die Flammen über den gesamten Gebäudekomplex und äscherte ihn vollständig ein. Außer einigen Bretterstapeln und wenigen ungeschnittenen Tannen blieben nur die beiden riesigen Schornsteine übrig, die aus dem Trümmerhaufen als Wahrzeichen der früheren Arbeitsstätten hervorragen.“

Als Ursache für den Brand wurde damals Brandstiftung angenommen. Der Fall blieb ungeklärt.

Ende der 1950er Jahre wurden Reste der Gebäude „in freiwilligen Arbeitseinsätzen“ abgebrochen. Das Foto zeigt die Ruine des Ziegeleigebäudes in dieser Zeit (Quelle: Archiv G. Krull). Das noch brauchbare Material wurde in Schuppen und anderen Gebäuden und Bauschutt im Landweg nach Hohenzieritz verbaut. Die Reste eines der beiden Schornsteine zeugen bis heute von der kurzen Industriegeschichte des Maltzanschen Gutes und auch die Ziegel in den Fassaden einiger älterer Häuser in der Gemeinde legen Zeugnis ab über die einstige örtliche Ziegelbrennerei.

Ziegeleien gab es im Brustorfer Gebiet bereits seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, bei denen es sich vermutlich um Feldziegeleien handelte. Im Herzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Staatskalender der Jahre 1795 und 1796 wird eine Ziegelei in Brustorf, 1804 eine dort und zusätzlich bei der „Peccatelschen Hütte“ verzeichnet.

von Verwerfungen und schollenartigen Verschiebungerscheinungen (bei denen der Ton wohl in fest gefrorenem Zustande war). Moränenblocklehm und -kies bedecken das Ganze und greifen auch buchtenförmig ein“ (Geinitz 1922: 89).

Weihnachten 1929 brannte der Komplex ab.

In der „Landeszeitung“ vom 26.12.1929 war zu lesen: „Das Großfeuer brach gegen 5 Uhr morgens aus. Bald standen die Kartoffelflockenfabrik und das Dampfsägewerk in Flammen. Die dort lagernden Holzvorräte boten dem Feuer reichlich Nahrung. Die Feuerwehren aus

Ein Ziegler namens Ernst Bünger lebte Anfang des 19. Jahrhunderts in Brustorf. In einem Heiratsregister wird unter dem 22. Oktober 1819 die Heirat seiner Tochter Hanna Bünger vermerkt (Schubert 1999: 344).

Zwischen 1820 und 1879 finden sich im großherzoglichen Staatskalender keine Hinweise mehr auf eine Ziegelei in Brustorf, was aber keine Gewähr dafür ist, dass es keine mehr gab. Denn im Jahr 1846 wird in den Martenlisten der Kirchgemeinde Peckatel unter „Peckatelsche Ziegelei“ ein Ziegler Ruwoldt mit einem Gesellen genannt. 1869 und 1870 bewirtschaftet ein Pächter Pleß sowohl den Brustorfer Krug als auch die Ziegelei.

Erst im Staats-Kalender über das Jahr 1880 wird dort wieder eine Ziegelei verzeichnet, bei der es sich um eines der damals neu gebauten und 1929 abgebrannten Gebäude handelte.

Die Ziegeleien bei Blumenholz und Prillwitz

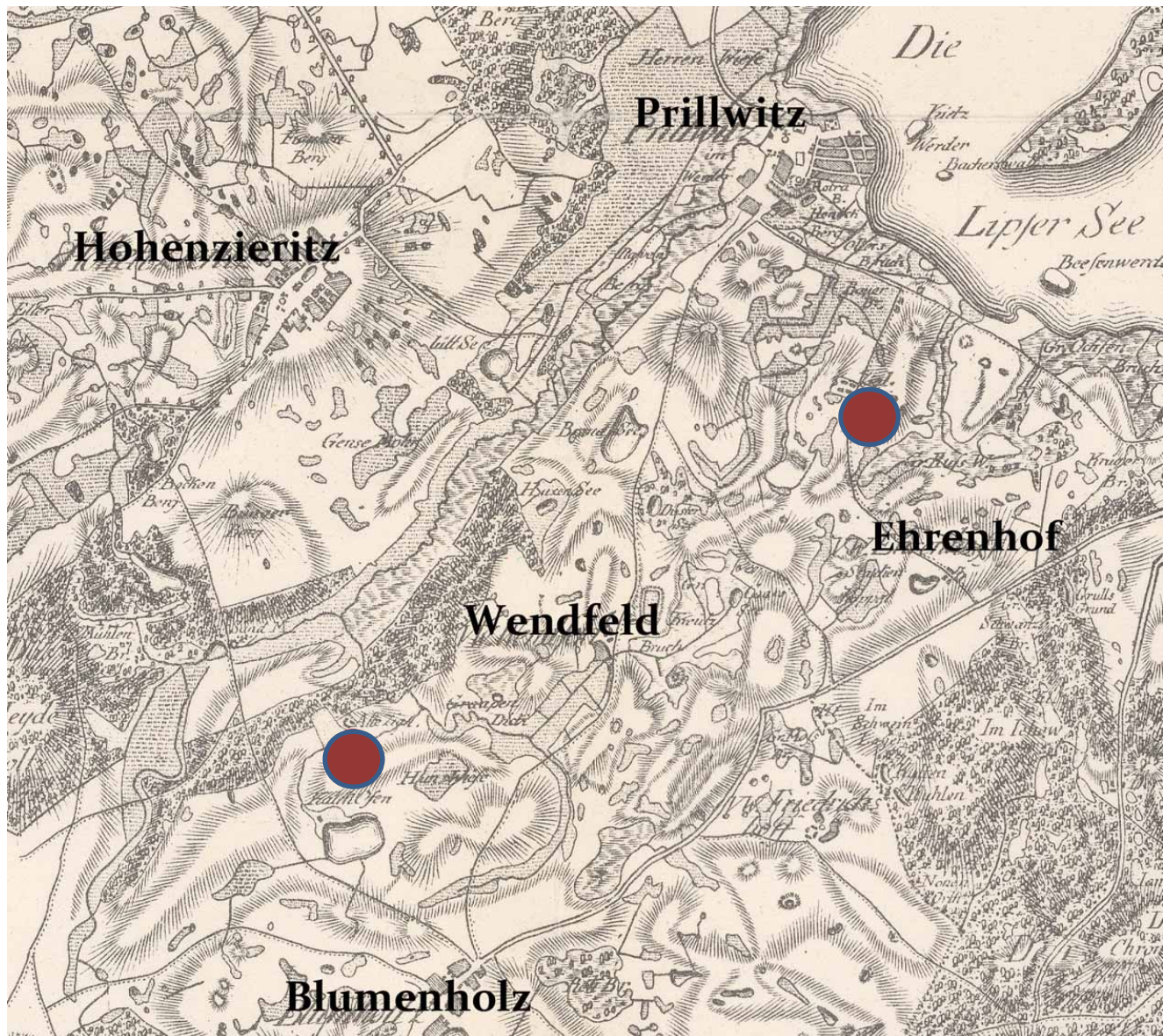
Von diesen beiden Ziegeleien, die sich in der Schmettauschen Karte von 1788 finden lassen, sind keine sächlichen Überreste erhalten, nur der Standort ist noch erkennbar. Die Blumenholzer Ziegelei wurde an einer Tongrube außerhalb von Blumenholz betrieben, die Prillwitzer unweit des Südufers der Lieps zwischen Prillwitz und Ehrenhof (siehe Abbildung).



Zur Ziegelei bei Brustorf gehörendes Gebäude nach dem Brand 1929, Anfang der 1950er Jahre. Quelle: Archiv Gisela Krull.



Reste der Ziegelei bei Brustorf 2001. Foto: Behrens.



Die Ziegeleistandorte bei Prillwitz und Blumenholz auf der Schmettauschen Karte von 1788.

Im Großherzoglich-Mecklenburg-Strelitzschen Staatskalender finden sich Namen von Ziegler, die als Pächter die Ziegelei betrieben:

Die Prillwitzer Ziegelei wird im Staatskalender erstmals 1796 erwähnt, jedoch ohne Nennung des Zieglers. Auf der Directorialvermessungskarte, die in demselben Jahr 1796 gezeichnet wurde, sind neben der Signatur „Ziegeley“ zwei Gebäude verzeichnet, die am Rande des „Cramer-Mohrs“ stehen.

Zwischen 1824 und mindestens 1856 ziegelte dann in Prillwitz Friedrich Utpot. 1859 ist dann ein neuer Ziegler namens Stegemann am Werk.

Die Ziegelei bei Blumenholz wurde auf der Schmettauschen Karte von 1788 als „Alte Ziegelei“ verzeichnet, sodass sie vermutlich bereits lange zuvor ihren Betrieb aufnahm. Im 18. Jahrhundert sollen dort für den Neubau des Schlosses Hohenzieritz (ab 1747) und den Wiederaufbau des 1740 abgebrannten Gutshauses Weisdin (ab 1749) Ziegel hergestellt worden sein.

Auch in Blumenholz war ein Ziegler für lange Zeit tätig – Georg Friedrich Kapheim. Er ziegelte von 1792 bis mindestens 1824 und betrieb nebenbei auch einen Kalkofen. Später, von mindestens 1849 bis mindestens 1859, hieß der Ziegler Ludwig Glanz.

Eine Bushaltestelle sowie eine Straße in Blumenholz sind heute nach der Ziegelei benannt.

Auf dem Messtischblatt von 1884 findet sich dann von beiden Produktionsstätten nichts mehr.

Die Ziegelei in Klein Vielen

Eine Ziegelei wurde in der Gutswirtschaft Klein Vielen bereits um 1757 betrieben. Auf der damals von C. Seemann gezeichneten Directorialvermessungskarte findet sich eine Flurbezeichnung „Bey der Ziegel-Kuhl“. Dort wurden die Rohstoffe offenbar gewonnen und für den Brand bearbeitet. Ein Weg, der früher von Klein Vielen direkt nach Zahren führte, wird noch heute als „Teigelweg“ bezeichnet. Dort, wo er heute als Sackgasse endet, befand sich auf der rechten Seite am Rande einer Senke der Standort dieser Ziegelei. Die Ziegelei Klein Vielen erscheint zwischen 1821 und 1837 unter den versicherten Gebäuden in den jährlich aktualisierten Brandversicherungs-Policen, die der damalige Gutsherr Eduard Jahn auf Klein Vielen, damals noch minderjährig und durch seinen Vormund E. Gundlach vertreten, bei der Ritterschaftlichen Brandversicherungsgesellschaft abgeschlossen hatte.

1821 wird „die erst neu erbaute 150 Fuß lange 40 Fuß tiefe Ziegelscheune, welche von Kiefern Holtze und mit einem Strohdach an der Grentze der Feldmark in einer bedeutenden Entfernung von 51 ½ Fuß vom Ziegelofen erbaut worden“, erstmals erwähnt.

1834 wird der Bau in den Unterlagen etwas anders beschrieben:

„Eine Ziegelscheune, von Eichen-Holz, mit Stroh und Steinen gedeckt, an der Grenze der Feldmark und in einer Entfernung von 52 Fuß vom Ziegelofen liegend.“

1835 findet sich der gleichlautende Eintrag und auch im Jahr 1837 war er zunächst verzeichnet, wurde dann aber vom federführenden Vormund des noch minderjährigen Eduard Jahn durchgestrichen (LHA Schwerin, Sign 460, Bl. 65, 84 und 122). Er begründete dies so: „In Erwiderung auf die sehr geehrte Zuschrift [...] bemerke ich hiermit folgendes. Schon seit vielen Jahren ist in den Policen über die Versicherung der Kl. Vielenschen Gebäude die an der Grenze der Feldmark belegene freystehende Ziegelscheune mit aufgeführt, und dabei bemerkt, daß dieselbe 50 Fuß vom Ziegelofen entfernt sey. Die Statuten der Brandsocietät waren nicht genau zur Hand genommen und daher in den früheren Jahren [...] nicht moniert worden, so wurde dieser Punkt bey der jetzigen Ausfertigung [...] übersehen.

Ich habe dies Gebäude in den Policen nunmehr gänzlich gestrichen [...]“ (LHA Schwerin, Sign. 460, Bl. 114).

Nun war die Scheune zwar nicht mehr versichert, aber die Produktionsstätte lief weiter. Im Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Staatskalender über das Jahr 1850 wird die Ziegelei noch aufgeführt (Staats-Kalender 1850: 110). Danach verlieren sich ihre Spuren. In den Martinilisten von 1870 und 1871 werden keine Ziegler mehr genannt. Da sich



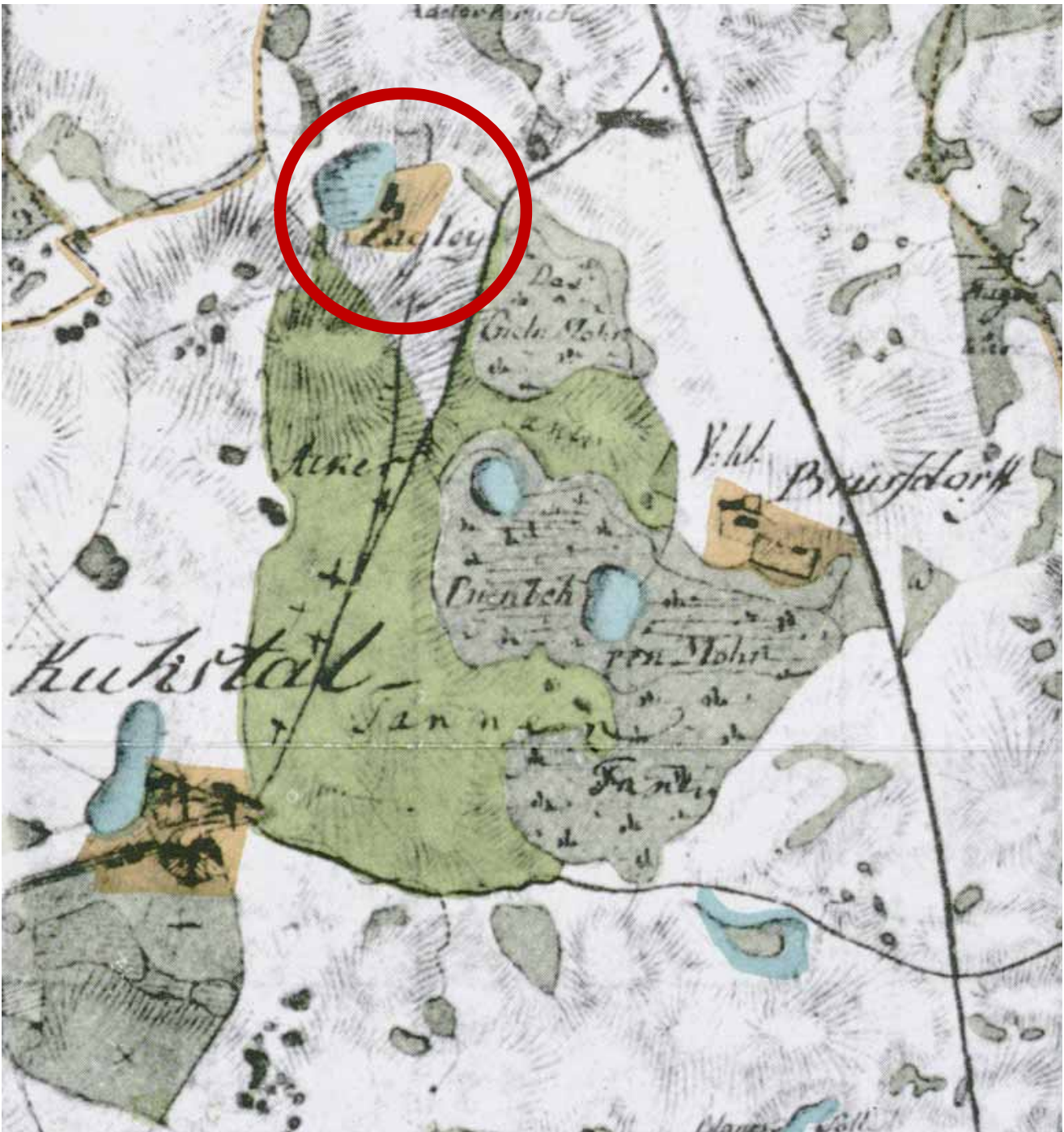
Der Standort der Ziegelei zwischen Klein Vielen und Zahren am Ende des Teigelweges 2001. Das Kleingewässer ist mittlerweile verlandet. Foto: Behrens.

auf späteren Karten wie dem Messtischblatt von 1884 nichts mehr findet, ist anzunehmen, dass der Ziegeleibetrieb irgendwann in den Jahren nach 1850 aufgegeben wurde. Vielleicht sind dort aber auch noch Ziegel für die ab ca. 1851 erbaute Jahn-Kapelle gebrannt worden.

In den Akten ist – wie erwähnt – immer nur von einer Scheune und dem Ziegelofen die Rede, nicht von einem Wohnhaus. Die Ziegelhandwerker wohnten daher – wie aus den Archivalien hervorgeht – entweder in Klein Vielen oder Hartwigshof. In einem Heiratsregister taucht unter dem 9. Mai 1766 als Klein Vielener Einwohner beispielsweise der Ziegler Hans Jürgen Neumann auf, der damals eine Ilsabe Rahn heiratete (Schubert 1991: 416). In den Martinilisten für das Kirchspiel Peckatel findet sich im Jahr 1804 der Hinweis, dass in Klein Vielem ein Ziegler Weiland wohnte. 1821 und 1822 wird ein Ziegler Below in der Liste der Einwohner der Meierei Hartwigshof verzeichnet, 1827 bis 1832 ein Ziegler Lüdecke in Klein Vielen. 1834 bis 1838 erscheint der Name Below wieder unter den Einwohnern von Hartwigshof, 1836 findet sich bei ihm die Ergänzung „... arbeitet als Tagelöhner“. 1839 und auch 1843 notiert der damalige Peckateler Pastor Nahmacher, dass Below in der Ziegelei wohnte – ein Hinweis auf zwischenzeitliche Schaffung von Wohnraum? – und keinen Gesellen hat. 1846 ist er immer noch dort, nun mit einem Gesellen.

Weitere Ziegeleien zwischen Lieps und Havelquelle

Auch nördlich von **Adamsdorf** gab es eine Ziegelei. Der einstige Standort findet sich auf der Wiebekingschen Karte von 1786.



Der Standort der Feldziegelei bei Kuhstal (Adamsdorf) auf der Wiebekingschen Karte von 1786.

In den Martinilisten der Kirchgemeinde Peckatel findet sich unter den Eintragungen für das Jahr 1794 Folgendes: „Auf der ehemaligen Ziegelei wohnt jetzt ein ..Knecht Johan Dewiz“. Und ein Jahr später heißt es, dass unter den Handwerkern ein Ziegelmeister nicht vorhanden ist. Erst 1828 findet sich wieder ein Eintrag über einen Ziegler. „Die Adamsdorfer Ziegelei gehört zum Gute Adamsdorf. Wird bewohnt von dem Ziegler [Jürgen] Below [...]“. Auch 1830 und 1831 war dies so. 1832 findet sich ein Zusatz: „[...] der keinen Gesellen hat“. Below hat offenbar sowohl in Adamsdorf als auch in Klein Vielen geziegelt.

1833 bis 1835 wird an Belows Stelle der Ziegler Schröder genannt, ebenfalls ohne Unterstützung durch einen Gesellen. 1834 wohnt Schröders Schwiegervater Köhler dort ebenfalls.

1837 bis 1846 wird als Ziegler weiterhin Schröder mit seiner Familie genannt. Die Adamsdorfer Ziegelei scheint in den 1850er oder 1860er Jahren aufgegeben worden zu sein. Vielleicht war das Rohstoffvorkommen erschöpft.

Auf dem Messtischblatt von 1884 ist kein Standort mehr zu sehen. Das Gewässer, in dessen Nähe die Ziegelei einst stand, existiert noch heute. Nichts aber weist auf die einstige Produktionsstätte hin.

Im 18. Jahrhundert wurde wohl auch in der Nähe von **Werder** bei Penzlin geziegelt, das zur Gutswirtschaft der von Malzahn in Penzlin gehörte, denn dort ist auf der Directorialvermessungskarte von 1757 ein Flurname „Ziegel-Breite“ erwähnt. Möglicherweise wurde die Ziegelherstellung nach Erschöpfung der Rohstoffe in Werder dann nach **Wustrow** am Tollensesee verlegt. Dort existierte bis Anfang der 1820er Jahre eine Ziegelei. 1822 oder 1823 stellte sie den Betrieb möglicherweise ein.

Und auch im Mecklenburg-Strelitzschen **Schillersdorf**, an der Grenze zum Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, wurde 1824 von dem Lohnziegler Friedrich Relitz eine Ziegelei betrieben.

Quellen

Akten

LHA Schwerin, 3.2-4, Sign 460, Ritterschaftliche Brandversicherungsgesellschaft, Bl. 65, 84, 122 und 114.

LHA Schwerin, 2.21-4/3, Sign. 191, Martinisten der Gemeinde Peckatel.

Sekundärliteratur

Borchert, F.-W. 1994: Ziegeleien und Ziegelhandwerk in Mecklenburg-Schwerin. Stier und Greif: Blätter zur Kultur- und Landesgeschichte in Mecklenburg-Vorpommern 4: 74–79.

Borchert, F. W. & de Veer, R. 2011: Die Entwicklung des Ziegeleiwesens in Mecklenburg. In: Borchert et al.: Ziegeleigeschichte(n) - ehemalige Ziegeleien an der Lehm- und Backsteinstraße. Hrsg. von Technisches Denkmal Ziegelei Benzin e.V., Buchberg: 13-28.

Geinitz, E. 1922: Geologie Mecklenburgs. mit geologischer Übersichtskarte von Mecklenburg. I. Teil: Diluvium und Alluvium (Quartär) Rostock.

(Groß)Herzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Staats-Kalender. Schwerin. Verschiedene Jahrgänge 1776–1908.

(Groß-)Herzoglich-Mecklenburg-Strelitzscher Staatskalender. Mit Großherzoglichem Privilegium. Neustrelitz. Verschiedene Jahrgänge zwischen 1792 und 1859.

Immenkamp, A. 2001: Musumsführer Ziegelei Lage. Essen.

Saß, F. 2002: Gestaltete Ziegel. In: Ernstling, F.; Saß, F.; Schulze, E. & Witzke, H. (Hg.): Mecklenburg-Strelitz – Beiträge zur Geschichte einer Region. Band 2. Friedland: 400–410.

Schmidt, R. 1988: Historischer Atlas von Mecklenburg. Begründet von Franz Engel. Karte 8: Manufakturen und Fabriken im Jahre 1793. Köln, Wien.

Schubert, F. 1991: Kopulationsregister aus mecklenburgischen Kirchenbüchern von 1751 bis 1800, Teil A, 3. Lieferung: Penzlin. Göttingen.

Schubert, F. 1999: Kopulationsregister aus mecklenburgischen Kirchenbüchern von 1801 bis 1825, Teil A, 2. Lieferung: Waren – Penzlin. Kitzingen.

Ziegeleimanufaktur Glindow 2016: URL: <http://www.ziegelmanufaktur.com/Manufaktur/Ringofen/> [Zugriff am 10.11.2020].

Ausstellungsblatt Ziegeleien (Archiv Gisela Krull).

Internetquellen

GenWiki 2021: Ziegelei (Handwerk) – [http://wiki-de.genealogy.net/Ziegelei_\(Handwerk\)](http://wiki-de.genealogy.net/Ziegelei_(Handwerk)) (11.07.2021).

Wikipedia 2021 a: Feldbrandziegelei – <https://de.wikipedia.org/wiki/Feldbrandziegelei> (11.07.2021).

Wikipedia 2021 b: Hoffmannscher Ringofen – https://de.wikipedia.org/wiki/Hoffmannscher_Ringofen (11.07.2021).

Ziegelmanufaktur Glindow 2021: <http://www.ziegelmanufaktur.com/Manufaktur/Ringofen/> (11.07.2021).

Ziegelei in Benzin: <https://www.kultur-lup.de/orte/historische-ziegelei-benzin>.

Karten

Kartengrundlage Abb. Ziegelei Brustorf: Kreisarchiv Mecklenburgische Seenplatte, Signatur 1456-7-2: Karte von einem Teile der Feldmark Peckatel mit Brustorf, Amt Waren, Stand 1929 (vor dem Brand).

Carte von den Hoch Adlichen Gute Kleinen Vielen nebst den Meyerhoff Alte Hütte, gezeichnet von C. Seemann 1757. Landeshauptarchiv Schwerin, Sign. LHA S-2017-100-001.

Charte von den Herzogln Cabinets Güthern Hohenzieritz Prillwitz c.p. und Ziplow, gezeichnet von Jah. Siemers 1796. LHA Schwerin SN 12-12-1 S-2018-107-008.

Engel, F. (Hg.) 1963: Historischer Atlas von Mecklenburg. Sonderreihe: Schmettausche Karten von Mecklenburg-Strelitz, Bl. 4, gezeichnet von C.F. Wiebeking auf Grund der Flurkarten der meckl. Direktorialvermessung von 1765/80.

Engel, F. (Hg.) 1961 ff.: Historischer Atlas von Mecklenburg. Sonderreihe: Wiebekingsche Karten Bl. 1–42, hier: Ausschnitt Bl. 34 Penzlin; gezeichnet von C.F. Wiebeking auf Grund der Flurkarten der meckl. Direktorialvermessung von 1765/80.

Schmettausche Karte von 1788, Sec. XIII, Bibliothek der Hochschule Neubrandenburg, Planarchiv.

Wiebekingsche Karte von 1786: Universität Rostock, Geoinformatik-Service, Peter Korduan.

Abbildungen:

Hoffmannscher Ringofen: Wikimedia. Grafik: Frank von Marillac – Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=27602719> (10.07.2021).

Historisches Foto eines Feldbrandofens mit Ziegeln: Immenkamp, A. 2001: Musumsführer Ziegelei Lage. Essen.



Muss das sein?

Zählen Sie einmal die jagdlichen Einrichtungen in Ihrer Gegend. Neue werden schnell gebaut, aber was geschieht mit den nicht mehr genutzten?

Wir sind oft auf Wanderung, und dabei stoßen wir oft auf aufgelassene Hoch- oder Ansitze, die vor sich hingammeln. Keiner räumt sie weg, obwohl es doch eine vornehme Aufgabe der Jagdberechtigten sein sollte.

Und auch die Reste forstlicher Einrichtungen begegnen dem aufmerksamen Wanderer. Im Wald an der Grenze zwischen Groß und Klein Vielen liegen dutzende Meter Reste von Drahtzäunen, die einst Jungpflanzen im Forst schützten. Diese Stolperfallen brauchen Jahrzehnte, um zu verrotten. Da ist auch das Foto von dem eigenwillig gestalteten Ansitz entstanden, wo es sich jemand so richtig gemütlich machen wollte. Aber er saß sicher seit Jahren nicht mehr auf dem Stuhl!

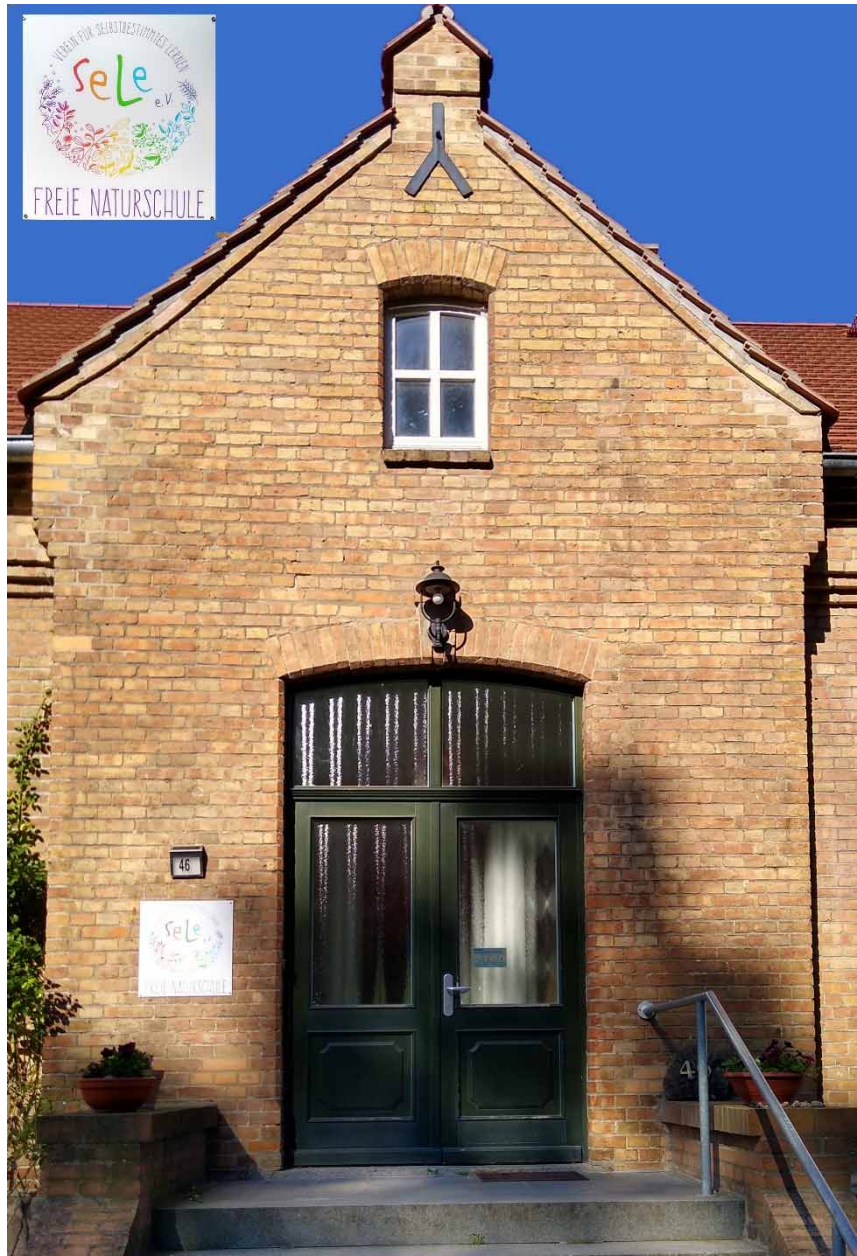
All diese Hinterlassenschaften sieht man häufig! Sie trüben den Eindruck auf so mancher Wanderung. Fotos: H. Behrens, 2021

Die „Freie Naturschule“ in Peckatel

Uta Matecki

An einem Mittwoch im September, kurz nach acht Uhr: zahlreiche PKW parken vor dem alten Pfarrhaus in Peckatel, die Eltern der Kinder, die die Freie Naturschule besuchen, haben ihre Kinder gebracht. Einige verabschieden sich noch oder sind kurz im Gespräch mit den LernbegleiterInnen, wie man die Lehrkräfte an dieser besonderen Schule treffend bezeichnet.

17 Kinder im Alter von 5 bis 7 Jahren sind derzeit an der Schule angemeldet. Sie wuseln noch bunt durcheinander, aber um 8.15 Uhr zum Morgenkreis sitzen alle auf dem Fußboden im Kreisraum und stimmen sich gemeinsam mit den Erwachsenen auf den Tag ein. Ein Kind schlägt den Gong, ein anderes zündet das Licht in der Mitte an, es kehrt Ruhe ein und alle singen gemeinsam ein Lied mit Gitarrenbegleitung. Danach wird eine Geschichte vorgelesen. Es geht um einen Zauberer und einen Hasen, um Angst, Wut und Eifersucht und die „magischen“ Gegenmittel, die helfen, diese negativen Gefühle zu überwinden: Freundschaft, Liebe und Vertrauen. Anschließend beginnt der etwas andere Schultag, die Kinder verteilen sich auf die verschiedenen Räume – es gibt einen Matheraum, den Baumraum mit einem Reliefbaum an der lehmverputzten Wand, einen Ruheraum mit vielen Büchern und Platz zum Kuscheln und Lesen. Dort beschäftigen sich die Kinder in altersübergreifenden Lerngruppen mit selbstgewählten Aufgaben und können dafür eine Vielzahl an Materialien nutzen. Die beiden Lernbegleiterinnen und eine junge Frau, die hier ihr Freiwilliges Soziales Jahr absolviert, betreuen und begleiten die Kinder bei ihrem Tun. Sie geben Hilfestellung, aber der Lernstoff wird nicht fertig





Spielplatz im Garten der Freien Naturschule.

„serviert“ oder gar in die Kinder hineingepresst. Im pädagogischen Konzept der Freien Naturschule spielen Freiwilligkeit, die natürliche Neugier der Kinder und das spielerische bzw. praxisorientierte Lernen eine große Rolle. Die Motivation zu lernen soll nicht von außen kommen, sondern von innen entstehen.

Zwei Kinder führen mich bei meinem Besuch durch die Schule und den Garten, ich spüre, dass sie sich – wie die anderen auch – wohlfühlen in ihrer Schule, die ja eher einem zweiten Zuhause gleicht. Sie erklären mir die verschiedenen Zeiten, die den Tag und die Woche strukturieren. Am Vormittag gibt es eine Frühstückspause, das Mittagessen bringen die Kinder selbst mit und nutzen dafür in zwei Gruppen nacheinander – die älteren Kinder bleiben länger in der Schule – den Essensraum. Nach der Frühstückspause ist Gartenzeit, dort ist im vorderen Bereich ein Platz mit viel Sand und Spielgeräten entstanden. Mitglieder des Trägervereins (s e L e – Verein für selbstbestimmtes Lernen) haben zusammen mit Familienangehörigen, Freunden und natürlich den Kindern dafür in der ersten Woche der Sommerferien fleißig gewerkelt (ein Video auf der Internetseite des Vereins zeigt anschaulich, wie die Beteiligten in gemeinsamer Aktion erstaunlich viel geschafft und geschaffen haben). Neben dem Sandplatz an der Grenze zum Nachbargrundstück befinden sich Hochbeete mit Erdbeeren, Zucchini und anderen Gemüsepflanzen. Das Mädchen und der Junge, die mir alles zeigen, gehen mit mir auch durch den hinteren verwilderten Teil

des Gartens und weisen mich besonders auf „ihren“ Jahrgangsbaum hin – für jeden neuen Jahrgang an der Schule wird zur Einschulung ein junger Baum gepflanzt.

Außer den genannten Zeiten gibt es auch Kurszeiten mit Angeboten zu verschiedenen Themen, die die Kinder interessieren: Brezeln backen, Eis selber herstellen, Mikroskopieren, Sport usw. Und während der Putzzeit übernimmt jedes Kind eine Aufgabe und hilft mit beim Aufräumen und Saubermachen. Eigenverantwortung entwickeln, soziale Kompetenz stärken, Kreativität fördern: diese Ziele stehen für die MacherInnen und Eltern an der Freien Naturschule im Vordergrund. Die Kinder haben die Möglichkeit und die Freiräume, im Spiel, durch Projekte und das eigene Tun Erfahrungen zu machen und ihr Potential – individuell und im eigenen Rhythmus – zu entfalten. Dabei gibt natürlich auch an einer freien Schule der Rahmenlehrplan Orientierung, denn für einen Abschluss müssen die SchülerInnen irgendwann die staatlichen Prüfungen ablegen, die meisten werden mit der 7. Klasse wohl auch an eine Regelschule wechseln.

Im Gespräch mit Sophie Hoeck erfahre ich noch, dass die räumlichen Kapazitäten des Schulgebäudes erweitert werden sollen und müssen, damit irgendwann tatsächlich einmal genug Platz ist für 6 Jahrgangsstufen mit voraussichtlich 54 SchülerInnen. Im Moment stehen erst einmal Arbeiten zur Erweiterung der Sanitärräume an. Für die Maßnahme gibt es eine Förderung mit LEADER-Mitteln. In den ersten drei Jahren muss sich die Schule übrigens finanziell selbst tragen, erst nach dieser Frist übernimmt das Land 85 Prozent der Schülerkostensätze. Durch Crowdfunding versucht der Trägerverein, dringend benötigte finanzielle Unterstützung zu organisieren, aber auch eine Spende auf das Vereinskonto (siehe Homepage) ist natürlich jederzeit willkommen.



Der Jahrgangsbaum 2021.



Der Gingko im ehemaligen Pfarrgarten 2021.

Die Eindrücke bei meinem Besuch in der Schule waren durchweg positiv, vielleicht auch, weil meine Erinnerungen an die eigene Schulzeit nicht die besten sind, in mancherlei Hinsicht war es verlorene Zeit. Was Lernen bedeutet und vor allem die Freude daran habe ich erst sehr viel später als Erwachsene erfahren. Erich Kästner, der als junger Mann Lehrer werden wollte und dann doch lieber sein Leben lang Lernender geblieben ist, hat in seiner *Ansprache zu Schulbeginn* die Kinder mit folgenden drastischen Worten vor den Zumutungen des Schulsystems gewarnt: „Früchtchen seid ihr, und Spalierobst müsst ihr werden! Aufgeweckt wart ihr bis heute, und einwecken wird man euch ab morgen ...“

Wollen wir also hoffen, dass die Kinder der Freien Naturschule „aufgeweckte Früchtchen“ bleiben und ihnen die kindliche Freude zu lernen und Neues zu entdecken auch im Erwachsenenalter erhalten bleibt.

(Zitat Erich Kästner aus: *Die kleine Freiheit*, Atrium Verlag, Zürich 1952. Den vollständigen Text der Ansprache finden Sie auch im Internet. Nebenbei bemerkt: Erich Kästner hat nicht nur Kinderbücher geschrieben, sondern auch sehr viel für Erwachsene – Satirisches, Zeitkritisches, Lyrisches – publiziert. Wer sich näher mit der Person und dem Gesamtwerk des Autors befassen möchte, sollte die sehr lebendig geschriebene und gut lesbare Biografie von Klaus Kordon lesen, die unter dem Titel *Die Zeit ist kaputt* erschienen ist.)

Die Internetseite der Naturschule finden Sie unter <https://naturschule-mse.de/>

Ein Blick auf die Einwohnerschaft Liepens zwischen 1821 und 1926

Hermann Behrens

Einwohnerzahlen für Liepen werden bereits in den mecklenburgischen Kaiserbederegistern von 1496 genannt. Danach lebten damals 77 Menschen, 48 Erwachsene und 29 Kinder und Jugendliche, im Dorf, mehr als in Klein Vielen (40 Erwachsene, 24 Kinder und Jugendliche) oder in Peckatel (39 / 23) (vgl. Stuhr 1893).

In den Martinilisten der Kirchgemeinde Peckatel lassen sich für spätere Zeiten die Einwohnerzahlen Liepens und sogar die Namen der Einwohner nachvollziehen. Grundlage der folgenden Angaben sind zum einen die Martinilisten zwischen 1796 und 1900, aus denen einzelne Jahresangaben wiedergegeben werden sollen, zum anderen eine Einwohnerliste aus dem Jahr 1926.

1821 zählte Liepen 62 Einwohner. Pacht gaben drei Bauern – die Gebrüder Genz und die Familie Schütt – sowie der Krüger Gebel. Es gab etliche Handwerker im Dorf: den Leineweber Pragst mit seinen beiden Söhnen. Pragst war zugleich Schulmeister. Weitere Handwerker waren der Fischer Schuster, der Maurer Fischer, der Schneider Luzian, Schmied Hagemann, Rademacher Randow und Böttcher Fredrich. Dazu kamen der „Eigentümer“ Kemcke und die Arbeitsleute Müller, Dammann, Schreib, Doss, Ridder und Reckentien sowie die Witwe Blanck.

1843 werden wiederum drei Bauern genannt, die Pachtgeld geben: der Schulze Schütt, Bauer Bunge und Bauer Behning. Zwei Büdner lebten im Dorf: Carl und Kemp[c]ke. Es finden sich wieder erstaunlich viele Handwerker, Gewerbetreibende und Pachtleute: Leineweber Pragst, der auch einen Gesellen hatte und weiterhin Schulmeister war, Grützmacher Müller, die Maurergesellen Kemp[c]ke und Schreib, Schneider Querkammer, der alte Ziegler Schuster, Pachtschmied Gebel und Erbpachtkrüger Roll. Übrige Einwohner waren Holzwärter Randow, Schäferknecht Schulz, Arbeitsmann Fischer, Einlieger Wiese, der alte Einwohner Schreib, der alte Einwohner Gebel (früher Schmied), die Witwen Fredrich, Fischer, Adler, Kempke, Grüttner, Glanz und Schütt sowie weitere vier Personen. Insgesamt lebten 63 Menschen im Dorf.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geht die Zahl der Einwohner zurück. Über die möglichen Ursachen soll hier nicht spekuliert werden, sie werden in den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen jener Zeit zu suchen sein (hierzu z. B. Lubinski 1992).

1886 hatte Liepen noch 49 Einwohner, davon 35 Erwachsene, sechs Schulkinder und acht kleine Kinder. Es finden sich die Namen von fünf Erbpächtern, die mit ihren Familien auf fünf Bauernhöfen lebten, von denen einer der Lerchenhof war, der außerhalb des Ortes an der Landstraße nach Pieverstorf lag.

Die Erbpachthofbesitzer hießen W. Schütt, E. Schwieghusen, J. Eutin, H. Maaß und Herse. Im Schulhaus wohnte Lehrer G. Pragst. Daneben wurden namentlich Schneider E. Pragst, Witwe Russow und die Einzelpersonen F. Fredrich, M. Fredrich und W. Fredrich aufgezählt.

1918 finden sich nur wenige Namen: Carls, Rölke, Maaß, Voß, Brott und Groose. Die Einwohnerzahl war auf 25 Erwachsene, fünf Schulkinder und ein kleines Kind, insgesamt 31, zurückgegangen.

In einer Einwohnerliste der Gemeinde Adamsdorf mit Liepen und Friederikenkrug, die auf den 1. November 1926 datiert ist, werden noch einmal mehr, nämlich 49 Liepener Einwohner und Einwohnerinnen genannt, und zwar namentlich und mit Erwähnung des Geburtsdatums.

Das Dorf bestand in diesem Jahr aus dem Schulhaus, einem Forstarbeiterhaus, einem Altenteilerhaus und fünf Erbpachthufen, darunter der Lerchenhof.



Adamsdorf 26 17237 Klein Vielen
Telefon: 039822 269945

**Andrea Ave
Physiotherapie**

unsere Leistungen:

- manuelle Therapie
- manuelle Lymphdrainage
- Krankengymnastik
- Krankengymnastik nach Bobath

... und andere

Im Schulhaus wohnten Lehrer Hermann Böttcher (38 Jahre alt) mit seiner Frau Anny (32) und den Kindern Annemarie (7), Hermann (2) und Elfriede (1) sowie der Haushalts-hilfe Karla Jessel (19).

Im Forstarbeiterhaus wohnten acht Menschen: der Forstarbeiter Stephan Persinski (36) mit seiner Frau Victoria (35) und den Kindern Joseph (12), Franz (8) und Anton (4). Die Familie war katholischen Glaubens, anders als alle anderen Liepener, die der evangelischen Kirche angehörten.

In dem Haus wohnten zudem der Forstarbeiter Christian Carls (67) mit seiner Frau Wilhelmine (66) und deren Enkelin Gertrud (15) und im Altenteilerhaus wohnten die 71-jährige Luise Grense (oder Groose) und die 37-jährige Näherin Emma Kittelmann.

Die Erbpachthufe 1 besaß Heinrich Kögle (oder Koyle), der bereits 76 Jahre alt war. Bewirtschaftet wurde der Hof von Wilhelm Krohn (50) und seiner Frau Alwine (47). Sie hatten zwei Söhne, Heinrich (24) und Karl (19). Auf dem Hof lebten auch der Wirtschaftler Richard Rentel (27), das Dienstmädchen Martha Rebinger (19) und der Kuhfütterer Karl Günther (30).

Die Erbpachthufe 2 gehörte Friedrich Maaß (41), der dort mit seiner Frau Emma, den Knechten Alex Kulow (25) und Wilhelm Dreier (19), dem Dienstmädchen Erna Kulow (15) und der Altenteilerin Adolfine Schwieghusen (79), wohl Witwe des ehemaligen Pächters eines anderen Hofes, wohnte.

Die Erbpachthufe 3 gehörte Rudolf Sommer (51). Er wohnte dort mit seiner Frau Grete (35) und den Kindern Frida (13) und Ursula (1). Hinzu kamen der Wirtschaftler Richard Cords (24), der Knecht Rudolf Kulow (17) und das Dienstmädchen Else Drescher (20).

Auf der Erbpachthufe 4, dem Lerchenhof, wirtschafteten Hofbesitzer Wilhelm Brott (49) mit seiner Frau Luise (44), den Knechten Ernst Dreier (22) und Erich Guhl (17) sowie dem Dienstmädchen Martha Dohms (28).

Und Erbpachthufe 5 gehörte Michael Czayewski (55), der dort mit seiner Frau Cacilie (51), den Kindern Anna (25), Hedwig (22) und Elisabeth (7) sowie dem Wirtschaftler Wilhelm Müller (26) und dem Kuhhirten Heinrich Müller (76) wohnte.

Das bearbeitete Luftbild von 1953 gibt einen Eindruck von der ehemaligen Dorfstruktur. Liepen ist nun schon seit vielen Jahrzehnten kein Bauern- und Handwerkerdorf mehr.

Quellen

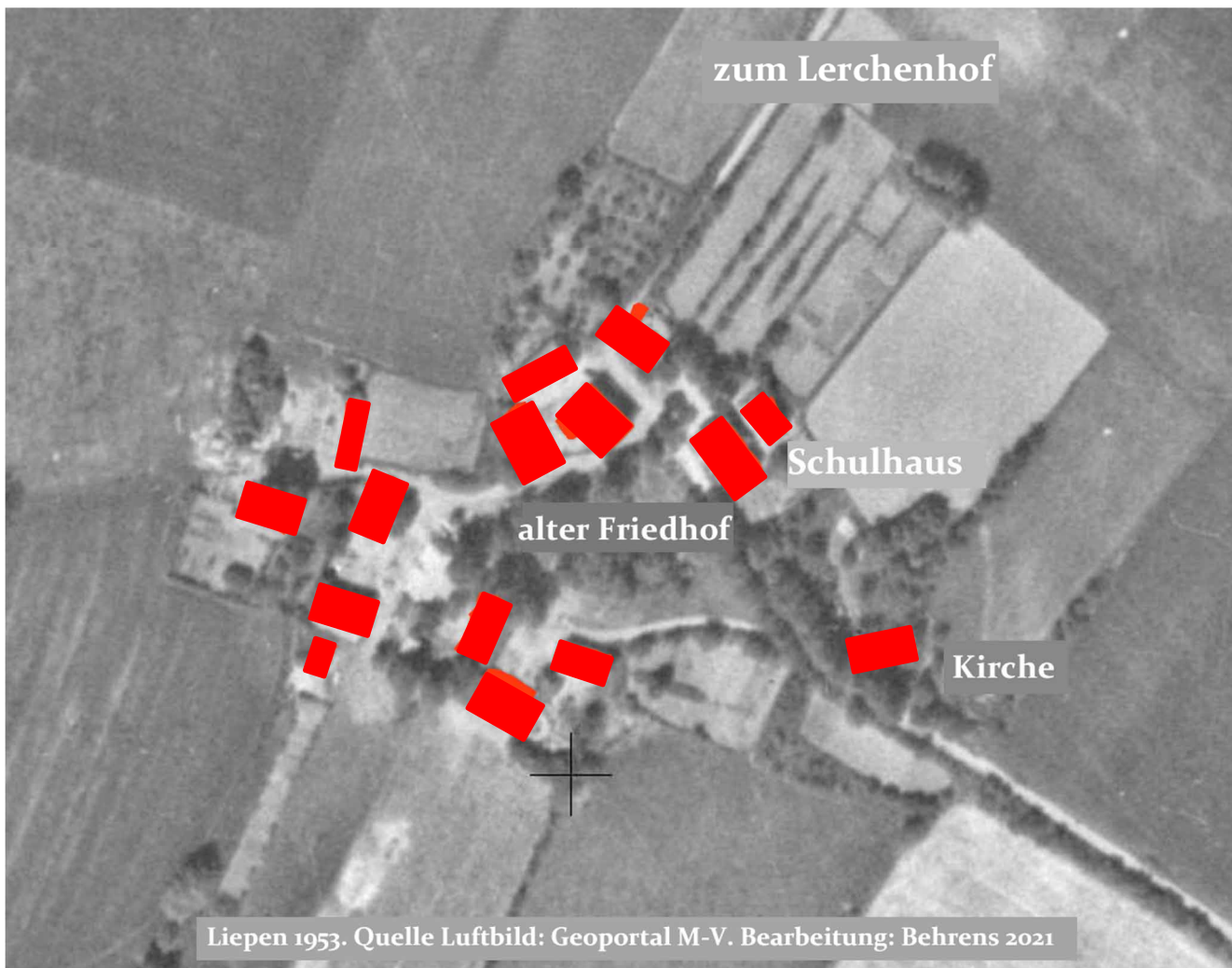
LHA Schwerin, 2.21-4/3, Sign. 191, Martinilisten der Gemeinde Peckatel.

Einwohnerliste der Gemeinde Adamsdorf mit Liepen und Friederikenkrug nach dem Stande vom 1. Nov. 1926. Kopien aus dem Privatarchiv Gisela Krull.

Lubinski, A. 1992: Die überseeische Auswanderung aus dem Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dissertation. Universität Osnabrück.

Luftbild: GeoBasis-DE/M-V 2021, Geoportal M-V 2021, 4.8.2021.

Stuhr, F. 1893: Die Bevölkerung Meklenburgs am Ausgang des Mittelalters. Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde **58**: 232–278.



Lebensverhältnisse in Liepen 1953

Gisela Krull

Aus einem Brief des Lehrers Otto Wanags an den Vorsitzenden des Rates des Kreises Neustrelitz, geschrieben am 14. Januar 1953:

„Mit Freude hat uns die Gründung der Produktionsgenossenschaft Liepen-Adamsdorf erfüllt, auch daß die ‚Freie Erde‘ in Nr. 6 v. 8. Jan. 53 ihren Bericht über die Gründung unter der Überschrift ‚Ein neuer Leuchtturm des Sozialismus‘ brachte. Damit dieser Leuchtturm aber überhaupt lebensfähig wird und leuchten kann, muß ihm jetzt erst Lebensmöglichkeit geschaffen werden. – Liepen, insbesondere die sich dort befindliche Schule kann zur Frage ‚Lebensmöglichkeit‘ nur die verzweifelte Antwort geben: Keine – keine – keine – – –, kein Licht, keine 2. Schulklasse, keine Möglichkeit, einen Arzt herzubekommen, keine sicher erreichbare Fürsorgerin bzw. Gemeindeschwester, keinen Briefkasten, keine zuverlässige Fernsprechverbindung, keinen Rundfunk, keine Möglichkeit, eines der eindrucksvollsten Unterrichtsmittel, den Schulfilm, zu benutzen, keine ausreichende Einkaufsmöglichkeit, keine Möglichkeit, überhaupt an irgendwelchen Kulturerrungenschaften teilzuhaben. Dasselbe gilt mit Ausnahme des Lichts auch von den Einwohnern von Adamsdorf.“

Leider bricht hier das Schreiben ab, auch nur als Rudiment ist folgender Briefftext erhalten:

„Hinweisend auf die diesbezügl. Beschlüsse des Ministerrates und des ZK der SED bitten wir dringend, umgehend das Problem der Verkehrsverbindung von Liepen-Adamsdorf nach Neustrelitz in dem von uns vorgeschlagenen Sinne zu lösen.“

Unterschriften: Pistelok, Schulleiter; Otto Wanags, Lehrer.

Von der problematischen Verkehrsverbindung zeugt auch folgendes Dokument aus demselben Jahr. In einem Protokoll der Gemeindevertretung Adamsdorf heißt es:

„Von der Grundschule Liepen sollen ab September 8 Schüler nach Klein Vielen, um dort das 7. und 8. Schuljahr zu besuchen, da ab 1.9.1953 nur noch ein Lehrer unterrichtet. Die Eltern dieser Kinder sträuben sich jedoch, ihre Kinder dorthin zu schicken, da der Weg so schlecht ist. Von dem Lehrer Pistelok wurde der Vorschlag gemacht, dass der Stadtomnibus, der die Schulkinder von Zierke und Umgebung abholt, auch diese 8 Schüler abholt.“

Dies wurde denn auch später zugesagt.

Quelle

Materialsammlung zur Chronik der Gemeinde Klein Vielen, Ordner III/VIII, Schule Teil 1, darin Kopien aus dem Kreisarchiv Mecklenburgische Seenplatte, Regionalstandort Neustrelitz.

Als die Jahn-Kapelle zum Baudenkmal erklärt wurde

Hermann Behrens

Im Sommer 1959 machten Mitglieder der „Natur- und Heimatfreunde“ des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, Kreisgruppe Neustrelitz, einen Ausflug, der sie auch zur Kapelle in Klein Vielen führte.

Geleitet wurde die Gruppe von **Walter Gotsmann** (s. Foto), der der Gemeinde Klein Vielen am 1. August 1959 einen Brief schrieb, in dem er den Eindruck schilderte, den Kapelle und Gutspark auf die Gruppe gemacht hatten. Die Gemeinde Klein Vielen konnte oder wollte sich damals wenig um die Erhaltung dieses kulturlandschaftlichen Erbes aus der Zeit der Gutsherrschaft kümmern. Manche ihrer Nutzungspläne für das Gelände ließen auch befürchten, dass über kurz oder lang davon nichts mehr übrigbleiben würde. Dies jedenfalls war Gotsmanns Eindruck, den er dem Gemeinderat schriftlich mitteilte.

Sein Brief ist ein aufschlussreiches Zeitdokument, das einerseits den damaligen Zustand des Ensembles widerspiegelt. Andererseits muten seine Vorschläge, wie die Gemeinde es besser machen könnte, noch heute aktuell an – einige davon wurden nach 1990 verwirklicht.

Gotsmann schrieb:

„Auf einer Besichtigungsfahrt des Neustrelitzer Kulturbundes wurden u. a. auch der Park und die Kapelle in Klein Vielen besucht. Dabei musste leider festgestellt werden, dass die Gemeinde diesen beiden Anlagen keinerlei Pflege zukommen lässt.

Ausserdem erfuhren wir, dass man den vorderen Teil des Parkes als Hühnerfarm einrichten möchte. Dieser Plan wurde von allen Teilnehmern der Fahrt abgelehnt und darauf hingewiesen, dass im sozialistischen Staate das Wohl des Menschen vorrangig sei. Nicht den Hühnern soll in erster Linie die Schönheit der alten Parkbäume zugutekommen, sondern den in den neu errichteten Häusern wohnenden Menschen, umso mehr, als dort auch der Kindergarten untergebracht ist. Im Hinblick auf den Wettbewerb ‚Das schöne Dorf‘ wäre es wünschenswert, wenn der Rat der Gemeinde den ehemaligen Park, vor allem den vorderen Teil, im NAW [Nationalen Aufbauwerk, H. B.] wiederherrichten ließe und damit der Bevölkerung eine Erholungsstätte schaffen könnte, die zugleich ein Schmuckstück des Dorfes wäre.

Die zweite ungenutzte Möglichkeit zur Schaffung einer Erholungsstätte betrifft die Kapelle und die sie umgebende Anlage. Es hat auf alle Kulturbundmitglieder einen schlechten Eindruck gemacht, dass sich die zerstörten Teile der Kapelle nun schon zwei Jahrzehnte rings um den an sich ansehnlichen Bau häufen und dem weiteren Verfall kein Einhalt getan wird. Es wurde vorgeschlagen, zunächst alle aussen liegenden Bau- und Schmuckteile zu sammeln und in einer Nische des Innenraums aufzubewahren; sodann



Walter Gotsmann. Foto: Naturschutzarchiv LUNG M-V.

den Eingang durch eine einfache Tür zu verschliessen und eine Tafel mit der Aufschrift ‚Geschütztes Baudenkmal‘ anzubringen.

Ausserdem könnte beantragt werden, dass der Rat des Kreises, Abt. Aufbau die Kapelle in die Liste der geschützten Baudenkmäler aufnimmt. Weiter wird empfohlen, die umgebenden Anlagen auszulichten, die Steige wieder in Ordnung zu bringen und eine Bank an der Feldkante mit dem Blick auf den Barenberg und Peckatel aufzustellen. Dieses Aufräumen und Herrichten liesse sich in kurzer Zeit bewerkstelligen.

Dass die verfallene Brücke innerhalb der zur Kapelle führenden Allee baldigst wiederhergestellt werden muss, versteht sich nach allem oben Gesagten wohl von selbst. Der jetzige Zustand fordert fremde Besucher ganz besonders zur Kritik heraus.

Mit der Verwirklichung der vorstehenden Vorschläge würde die Gemeinde Klein Vielen einen wertvollen Beitrag zum Wettbewerb ‚Das schöne Dorf‘ leisten und beweisen, dass auch die heutige Zeit bereit ist, die von den Junkern übernommenen Parkanlagen zu pflegen, sie weiter zu entwickeln und der Bevölkerung dienstbar zu machen.

Für Beratungen stehen Herr Revierförster Hackert und der Unterzeichnete zur Verfügung.“

Erfolg hatte Gotsmann damals – 1959 – mit seiner Initiative nicht. So wurde der Hühnerstall tatsächlich gebaut, und da die vielen Hühner durch Raubvögel gefährdet waren, wurde direkt am westlichen Parkrand beginnend ein Pappelwald als Sichtschutz angelegt, der die Sicht auf den Park von Westen her nun vollkommen verstellte und die historische Struktur verfälschte – und bis heute verfälscht.

Walter Gotsmann, der am 8. Januar 1891 in Granzow bei Mirow geboren worden war, war zur Zeit des Ausflugs bereits im Ruhestand, er hatte in den Jahren zuvor als Dozent für Kunstgeschichte an der Neustrelitzer Volkshochschule sowie als Zeichen- und Biologielehrer an Neustrelitzer Schulen gearbeitet. Ehrenamtlich war er von 1947 bis 1961 als Kreisnaturschutzbeauftragter für den Kreis Neustrelitz tätig und sein besonderes Interesse galt der Erhaltung ländlicher Gutsparkanlagen, die in Folge der Bodenreform 1945 nicht nur (teilweise) in Klein Vielen, sondern auch andernorts häufig in das Eigentum der Gemeinden gekommen waren und deren Pflege, wenn überhaupt, nur noch durch ehrenamtlichen Einsatz gelang.

Gotsmann gründete 1950 eine Kommission „schöne Parkanlagen“, in der neben Gotsmann selbst ein Gartenbaureferent Baumgardt und der Bezirkskonservator für Denkmalpflege, Adolf Hollnagel, arbeiteten. Ihnen gelang es, einige der bedrohten Parkanlagen wie die in Krumbeck, Warbende, Möllenbeck, Stolpe und Goldenbaumer Mühle zu erhalten. Walter Gotsmann starb am 18.7.1961 in Neustrelitz.

1979 – die Jahn-Kapelle wird zum Denkmal erklärt

Vielleicht war es den Bemühungen Walter Gotsmanns und anderer Mitglieder der damaligen „Natur- und Heimatfreunde“ zu verdanken, dass die „Jahn-Kapelle“ am 11. Dezember 1979 vom Rat des Kreises Neustrelitz unter Denkmalschutz gestellt wurde.

Rechtsgrundlage war dafür der Paragraph 9 Absatz 3 des „Gesetzes zur Erhaltung der Denkmale in der Deutschen Demokratischen Republik – Denkmalpflegegesetz“ vom 19. Januar 1975. Darin hieß es:

„(3) Die Räte der Kreise sprechen die Denkmalerklärung nach § 3 Abs. 1 aus und unterrichten die Rechtsträger, Eigentümer oder Verfügungsberechtigten über die Klassifizierung des Denkmals und ihre Verpflichtungen zu seiner Pflege und Erschließung. Das zuständige Ratsmitglied ist berechtigt, den Rechtsträgern, Eigentümern oder Verfügungsberechtigten im Rahmen ihrer Pflichten nach § 11 Absätze 1 und 2 Auflagen zu deren Erfüllung zu erteilen.“

Dieser Paragraph 11 des DDR-Denkmalschutzgesetzes bestimmte – und so ähnlich steht es in heutigen Denkmalschutzgesetzen auch –, dass die „Rechtsträger, Eigentümer oder Verfügungsberechtigten“ verantwortlich für den Schutz und die Pflege der Denkmale waren. Im Fall der Kapelle in Klein Vielen war es die Gemeinde, die den Schutz und die Pflege gewährleisten und die Kapelle der Öffentlichkeit zugänglich machen sollte. Sie hatte auch die Kennzeichnungspflicht.

Das DDR-Denkmalschutzgesetz sah auch vor, dass das Denkmal (hier: die Kapelle) „unter fachwissenschaftlicher Anleitung in ihrem Bestand und ihrer Wirkung“ erhalten und restauriert werden sollte. Dabei wurde finanzielle Unterstützung in Aussicht gestellt.

Laut Denkmalerklärung sollte auch die Umgebung der Kapelle in den Denkmalschutz einbezogen werden. In der Denkmalerklärung selbst (siehe Abbildung) finden sich dazu keine näheren Erläuterungen.

Bis Mitte der 1990er Jahre, noch über das Jahr der Vereinigung der beiden deutschen Staaten hinaus, gelangen weder die Erhaltung noch die Restaurierung der Kapelle. Vielleicht fehlte in erster Linie das Geld, vielleicht in zweiter der Wille.

Denkmalerklärung

Datum
11.12.1979
Rat des Kreises
Neustrelitz

Bezeichnung und Adresse des Rechtsträger, Eigentümers oder Verfügungsberechtigten

1. Gemäß § 9 Abs. 3 des Gesetzes zur Erhaltung der Denkmale in der Deutschen Demokratischen Republik – Denkmalpflegegesetz vom 19. Januar 1975 und nach Aufnahme in die Zentrale Denkmalliste, Bezirksdenkmalliste, Kreisdenkmalliste – wird

die Kapelle Klein Vielen

Bezeichnung einschließlich Lagebezeichnung und Standort des Objektes

zum Denkmal erklärt. Die Erklärung des vorgenannten Zeugnisses der politischen, kulturellen bzw. ökonomischen Entwicklung zum Denkmal erfolgt wegen seiner geschichtlichen, künstlerischen bzw. wissenschaftlichen Bedeutung für die sozialistische Gesellschaft. Zum Denkmal gehören folgende Bestandteile, Ausstattungen und Eigenheiten des umgebenden Grundstücks:

Stempel

Rat des Kreises Neustrelitz
Bezirk Neubrandenburg
– Der Verbands –

Vorsitzender des Rates des Kreises

Anlage: Auszug aus dem Denkmalpflegegesetz.

Empfangsbestätigung bzw. Zustellungsmerk:

21. IV 1989

VA/EA Nr. 1049

Denkmalerklärung des Rates des Kreises Neustrelitz, 11.12.1979.
Quelle: ehem. Kreisarchiv Mecklenburg-Strelitz, VA/EA Nr. 1049.

1996 schließlich kam es zu einer Notsicherung des Daches, das einzustürzen drohte – eine Sicherungsmaßnahme, zu der die Gemeinde laut Denkmalschutzgesetz auch verpflichtet war. Aber diese Maßnahme war für die Kapelle „lebenswichtig“, denn sie schuf die Voraussetzungen dafür, dass ab 2017 eine Sanierung möglich wurde.

Quellen

Gesetz zur Erhaltung der Denkmale in der DDR -Denkmalpflegegesetz – vom 19. Juni 1975 (GBl. I Nr. 26 S. 458) i. d. F. des Kulturgutschutzgesetzes vom 3. Juli 1980 (GBl. I Nr. 20 S. 191).

Denkmalerklärung des Rates des Kreises Neustrelitz von 1979: Ehem. Kreisarchiv Mecklenburg-Strelitz, VA/EA Nr. 1049.

Foto Walter Gotsmann aus: Behrens, H. & Ziese, B. (Mitarb.) 2007: Lexikon der Naturschutzbeauftragten. Band 1: Mecklenburg-Vorpommern. Hrsg. vom Institut für Umweltgeschichte und Regionalentwicklung e. V. an der Hochschule Neubrandenburg. Friedland, S. 217. (Quelle des Gotsmann-Fotos: Naturschutzarchiv des Landesamtes für Umwelt, Naturschutz und Geologie Mecklenburg-Vorpommern – Fotograf: unbekannt).

Schreiben des Kreisbeauftragten für Naturschutz, Walter Gotsmann, an den Rat der Gemeinde Klein Vielen, 1.8.1959: Quelle: Privataarchiv Behrens.



**Stauden
Schmiede**

Staudengärtnerei und Sommer-Café

PECKATEL

Ulrike Gürtler
Peckatel 24
17237 Klein Vielen

Tel. 039824 20627
www.staudenschmiede.de

**ÖFFNUNGSZEITEN
GÄRTNEREI:**
Mo-Fr 14.00 - 18.30 Uhr
Sa 9.00 - 16.00 Uhr
Winterruhe: Dezember bis Februar

SOMMER-CAFÉ:
Juni und September Fr + Sa
Juli und August Do - Sa
zu den Öffnungszeiten der Gärtnerei



Baustellenreport Jahn-Kapelle 2021

Hermann Behrens

Eine wichtige Maßnahme wurde im März 2021 im Dach- und Obergeschoss der Kapelle beendet. Eine Schweriner Firma montierte den Blitzschutz. Die Blitzableitung beginnt an der Kreuzblume und verläuft über das Dach und an der Fassade entlang. Wenn die Bauarbeiten im Erdgeschoss beendet sind, wird die Leitung noch ringsherum ins Erdreich geführt, sodass der Kapelle bei heftigen Gewittern nichts passieren kann.

Ebenfalls im März wurden von den Klempnern der Firma Hanke im Dachgeschoss die ersten schützenden und schmückenden Zinkblech-Spitzen, die in einer österreichischen Metalldrückerei gefertigt wurden, auf die Fialen montiert. Diese Spitzen sind denen nachempfunden, die sich aus dem Gemälde ablesen ließen, das der ehemalige Mecklenburg-Strelitzer Großherzogliche Hofmaler Ludwig Streitenfeld 1921 gemalt hatte.

Außerdem wurde zwischen den schlanken Fialen ein Haltesystem installiert, das sie gegen Windlast schützen soll.

Im April wurden an den letzten Fialen im Obergeschoss die Zinkbleche montiert. Besonders die Fialen deuten auf die Handschrift des großherzlichen Baumeisters und Baurats Friedrich Wilhelm Buttell hin, denn für solche kleinen Türmchen hatte er eine Vorliebe. Sie schmücken von ihm entworfene Sakralbauten auch andernorts in der Mecklenburgischen Seenplatte.

Nun konnten an der Jahn-Kapelle die ersten Hüllen fallen – ein erhebender Moment. Das Dachgeschoss wurde von dem Gerüst befreit und die Spaziergängerinnen und Spaziergänger auf dem Klingenberg konnten den oberen Teil der Kapelle mit der Kreuzblume, den 16 Fialen und den Schmuckelementen an der Attika bewundern. Im Bereich der Kreuzblume war das Gerüst bereits eher entfernt worden. Pitt Venherm machte ein schönes Foto von der nun vollständig sichtbaren Kreuzblume auf der Jahn-Kapelle.

Bis zum Obergeschoss blieb das Gerüst noch stehen, da hier noch u.a. die Verglasung der Fenster erfolgen musste.

Freiwilligeneinsätze im Gutspark Klein Vielen

Wie viele Stunden einige Mitglieder des Klein Vielen e. V., des Fördervereins Jahn-Kapelle e. V. und weitere Freiwillige aus der Gemeinde Klein Vielen in den letzten Jahren mittlerweile geleistet haben, um den Park Klein Vielen und das Umfeld der Jahn-Kapelle wieder erlebbar zu machen und zu pflegen, hat niemand gezählt. Die Stundenzahl dürfte in die Hunderte gehen.

Anfang Mai sammelten die unermüdlichen Parkpflegerinnen und Parkpfleger am Rande des Klingenberges Feldsteine. Die Steine waren über die vergangenen Jahrzehnte, womöglich Jahrhunderte, mühsam vom Acker an seinen Rand geschleppt worden.

Das Ziel des neuerlichen Freiwilligeneinsatzes war nun, einen Streifen neben der imposanten Allee zum Klingenberg so zu säubern, dass er in Zukunft auch maschinell, mit Kleintraktor und Mähwerk, von Zeit zu Zeit gemäht werden kann.

Es wartete eine „Heidenarbeit“: Über eine Strecke von vielleicht hundert Metern lag eine ungeahnt große Menge an Steinen, vom faustgroßen Granitstein bis zum ausgewachsenen tonnenschweren Findling. Männer wie Frauen packten an. Die Steine wurden in stundenlanger Arbeit sorgsam zusammengetragen und -gefahren. Die Steinhäufen, die zusammenkamen, wurden so aufgeschichtet, dass sie zur Aufwertung des Parkbildes beitragen. Zudem haben die Freiwilligen im oberen Abschnitt den Weg durch die Allee mit Muttererde aufgefüllt. In den vergangenen drei Jahren mussten die Bauarbeiter häufig auf dem Weg fahren, damit die Sanierungsarbeiten funktionieren konnten. Dabei wurde er teilweise ausgefahren. Nun ist er wieder besser begehbar, und gleichzeitig sind die Wurzeln der Alleebäume besser geschützt.

Die Einsätze haben sich gelohnt.

In den vergangenen Jahren hatte regelmäßig ein weiterer Einsatz kurz vor dem Parkfest stattgefunden. Ein solcher konnte 2019 und 2020 wegen der Corona-Pandemie nicht stattfinden. In diesem Jahr sollte der Gutspark aber dennoch ein einladendes Bild abgeben. Daher fand ein dritter Einsatz am 28. August 2021 statt.

Zwanzig Freiwillige – so viele wie noch nie – fanden sich an diesem Tag, wenige Tage vor dem „Tag des offenen Denkmals“ am 12. September, ein. An der Allee zum Klingenberg sammelten sie noch einmal Steine auf und beseitigten den Aufwuchs, der sich in jedem Jahr durch Samenflug aus dem angrenzenden Pappelwald einstellt. Und auch im Umfeld der Jahn-Kapelle auf dem Klingenberg wurden die Flächen gepflegt.

Nach allen Einsätzen konnten sich die Freiwilligen mit Getränken und dem mittlerweile berühmten „Dal“ von Hella Schulz stärken.

Dank gilt allen Freiwilligen!

Im Juli und August 2021 wurden letzte Fugenarbeiten durchgeführt und die Fenster im Obergeschoss der Jahn-Kapelle bekamen ihre Fensterbänke wieder. Die Maurer der Firma Werdermann wechselten schadhafte Steine in der Fassade aus, insbesondere auf der Wetterseite, und verfugten größere Flächen neu.

Die Glaser der Firma Koch aus Neubrandenburg waren auch vor Ort und bauten erste Fenstergläser ein.

Vier Jahre „brutto“ dauerten die Sanierungsarbeiten, „netto“ weniger, denn das Warten auf Fördermittel und Baumaterialien dauerte zum Teil Monate. So konnte im Jahr 2020 kaum etwas realisiert werden. In diesem Jahr war es anders, und im September endete mit dem Einbau der Fenstergläser der letzte der drei geplanten Bauabschnitte.

Nun rückten die Gerüstbauer wieder an. Das Dach über der Kapelle und einen Teil des Gerüsts im Dachgeschoss hatten sie bereits im Mai entfernt und man konnte bereits den herrlichen Anblick erahnen, den das sanierte Gebäude bald bieten würde. In der zweiten Septemberwoche bauten die Gerüstbauer in wenigen Tagen das restliche Gerüst vollständig ab und ermöglichten damit rechtzeitig zum Tag des offenen Denkmals am 12. September, einen freien Blick auf die Jahn-Kapelle. Das Foto oben rechts auf Seite 87 zeigt die Kapelle kurz vor dem Abbau der letzten Gerüstteile.



20 Freiwillige waren beim Parkpflegeinsatz am 28. August 2021 am Werk und konnten sich hinterher mit Hellas „Dal“ stärken. Fotos: H. Behrens, 2021.



Die frisch eingerüstete Kapelle 2017 und nach dem nahezu vollständigen Abbau des Gerüstes im September 2021. Foto unten: Die Gerüstbauer bei ihrer Arbeit. Fotos: H. Behrens.



Die vielen Gäste, die am Tag des offenen Denkmals an der Kapelle vom Förderverein Jahn-Kapelle e. V. begrüßt wurden, haben vielleicht einmal kurz innegehalten und an die Mühen gedacht, die im Zuge der Sanierung mit der Architekten- und Handwerkskunst, aber auch mit der jahrelangen Arbeit der ehrenamtlichen Helferinnen und Helfer verbunden waren.

Auch noch im September setzten die Glaser die verbleiten, in blau und weiß gehaltenen Fenstergläser in ein Obergaden-Fenster auf der Nordwestseite ein. Es ist das einzige Fenster, das vollständig dem Original nachempfunden ist. Es soll als „Schau-Fenster“ dienen, als Symbol einstiger Fensterpracht. Mehr davon zu rekonstruieren, gab das Budget nicht her. Nun konnte auch das Gerüst im Innern der Kapelle wieder abgebaut werden.

An dieser Stelle ein Lob den Gerüstbauern!

Sie waren die ersten und die letzten Handwerker an der Jahn-Kapelle: 2017 rüsteten die Mitarbeiter der Gerüstbaufirma Werdermann aus Neustrelitz die Kapelle ein. Der erste Bauabschnitt stand bevor – die Sanierung des Dachgeschosses.

Geradezu futuristisch wirkte damals das mehr als 20 Meter hohe Gebilde, mit dem das Gebäude verhüllt und überdacht wurde, um den Zimmerleuten, Dachdeckern, Maurern, Klempnern und Glasern, die den Entwurf des Architekten Peters und die Vorgaben des Firmenchefs Werdermann umsetzten, ein weitgehend wetterunabhängiges Arbeiten zu ermöglichen. Das Foto auf Seite 87, oben links, zeigt noch einmal den Zustand, der sich Spaziergängern auf dem Klingenberg im Jahre 2017 und nun für längere Zeit bot.

Der Gerüstbau ist zweifellos eine Handwerkskunst. Das Gerüst an der Jahn-Kapelle weckte Assoziationen an die Verhüllungsaktionen des Künstlerehepaares Christo Wladimirov (1935–2020) und Jean Claude (1935–2009) Jawaschew.

Ohne Gerüstbauer geht im Bauwesen nichts, ob bei der Errichtung von Wohn- und Gewerbebauten, Verwaltungsgebäuden oder – bei der Sanierung von Kirchen und Kapellen. Mehr als 25 000 Gerüstbauer sind in Deutschland in mehr als 2 500 Betrieben sozialversicherungspflichtig beschäftigt. Meistens handelt es sich um kleine und mittelständische Unternehmen mit durchschnittlich 10 Mitarbeitern.

Gerüstbauer ist ein anerkannter vollhandwerklicher Ausbildungsberuf. Die Ausbildung dauert drei Jahre, nach dem zweiten Jahr gibt es eine Zwischenprüfung. Wer dieses Handwerk erlernen möchte, sollte nicht nur handwerklich begabt sein, sondern auch körperlich belastbar und vor allem schwindelfrei. Die Arbeit findet oft unter schwierigen Wetterverhältnissen statt. Auch das sollte den Auszubildenden nichts ausmachen.

Die Ausbildungsinhalte sind vielfältig: Arbeits- und Tarifrecht, Sicherheit und Gesundheitsschutz bei der Arbeit, Umweltschutz, Planen und Vorbereiten von Arbeitsabläufen, Arbeiten im Team, Einrichten, Sichern und Räumen von Baustellen, Handhabung und Instandhaltung von Werkzeugen, Geräten, Maschinen und technischen Einrichtungen, Warten, Lagern und Transportieren von Gerüstbauteilen, Verankern von Gerüstteilen, Bau von Hängegerüsten und manches mehr. In Deutschland gibt es nur drei Berufsschulen für Gerüstbauer – in Dortmund, Berlin und Groß-Gerau – und zusätzlich drei außerbetriebliche Ausbildungszentren ebenfalls in Dortmund, dann in Bernau bei Berlin und Weiterstadt.

Gerüste auf- oder abzubauen, ist schwere Arbeit und an manchen Bauwerken ein Drahtseilakt. Die Belastungen, denen Gerüstbauer ausgesetzt sind, dokumentieren betriebsärztliche Gesundheitsberichte. An erster Stelle steht demnach natürlich das Tragen schwerer Lasten, an zweiter folgt die Lärmbelastung.

Wer sich einmal als Gerüstbauer selbständig machen will, muss nicht nur einen Meisterbrief eines Berufes im Bauhandwerk erwerben, sondern auch 10 Jahre Berufserfahrung nachweisen.

Noch ist nicht ganz alles getan...

Die Blitzschutzfirma muss noch einmal anrücken und dafür sorgen, dass mögliche Blitzschläge ins Erdreich abgeleitet werden.

Und dann soll noch die Eingangstür wiederentstehen, die ein Oberlicht trug und wieder



tragen soll. Ja – und auch das einst von zwei mächtigen Fialen eingerahmte und von einem Wimperg mit Maßwerk verzierte Portal soll saniert bzw. wiederaufgebaut werden.

Ein Sockeletat steht dafür noch zur Verfügung, aber er reicht noch nicht ganz aus, um den Wimperg auch wieder mit den schmückenden „Blumen“, den sogenannten Sechspässen, auszustatten.

Das „Schau-Fenster“ im Obergeschoss. Fotos: Behrens.

Auch im Innenraum der Kapelle steht noch eine geplante

Maßnahme bevor – die Sanierung des Fußbodens. Diese ist wichtig, weil im Laufe des nächsten Jahres die eine oder andere Veranstaltung in der Kapelle stattfinden soll. Daher bittet der Förderverein Jahn-Kapelle e. V., der in den vergangenen Jahren einerseits selbst zahlreiche Spenden eingeworben hat, vor allem aber durch eine hervorragende „Netzwerkarbeit“ Stiftungen sowie Spender und Spenderinnen überzeugen konnte, Spenden zu tätigen, weiterhin um finanzielle Unterstützung für die letzten Arbeiten.

Schon heute dürften wohl alle, die die Jahn-Kapelle besuchen – vielleicht berührt wie der Schreiber dieser Zeilen –, zugeben müssen, dass auf dem Klingenberg ein Architekt und ein Bauherr des 19. Jahrhunderts sich – in liebevoller Erinnerung an eine Frau und ein Kind – etwas ganz Besonderes einfallen ließen und es mit Hilfe einer unbekanntem Zahl von Handwerkern erschaffen haben und dass die Architekten- und Handwerkskunst im 21. Jahrhundert dem nicht nachstehen.

Die Jahn-Kapelle auf dem Klingenberg ist schon jetzt ein Wahrzeichen, eine Landmarke zwischen Lieps und Havelquelle.

Aus der Arbeit des Klein Vielen e. V.

Uta Matecki

Die Corona-Pandemie hat natürlich auch die Arbeit des Klein Vielen e. V. stark beeinträchtigt. Im Jahre 2020 hatte der Verein noch das Glück, in den Monaten Januar bis März seine Filmabende durchführen zu können. Und im August 2020 öffnete sich kurz das Fenster für öffentliche Veranstaltungen im Zusammenhang mit dem 850-jährigen Jubiläum der urkundlichen Ersterwähnung von Klein Vielen und Adamsdorf.

Es war für uns auch erfreulich, dass im Oktober 2020 die mittlerweile elfte Ausgabe der „Dorfzeitung – Heimatkundliches Jahrbuch des Klein Vielen e.V.“ erscheinen konnte. Sieben Autorinnen und Autoren trugen zu dem 112 Seiten starken Jahrbuch bei.

Im Jahr 2021 war hingegen nicht viel möglich. Dennoch sind einige Aktivitäten gelaufen und erwähnenswert, unter anderem die Einsätze im Park Klein Vielen oder der „Dorfputz“, der im April 2021 wie im Jahr zuvor nicht als Gemeinschaftsaktion stattfand, sondern so, dass einzelne Mitglieder unseres Vereins und weitere Freiwillige einzeln losliefen und die Weg- und Straßenränder säuberten. Was sehr erfreulich ist: Unser Verein konnte in diesem Jahr vier neue Mitglieder begrüßen! Herzlich willkommen!

Nun aber zu einigen Vereinsaktivitäten:

Internetseiten des Klein Vielen e. V. und eines Kooperationspartners

Die Weihnachtstage 2020 boten die Möglichkeit, die Internetseite des Klein Vielen e. V. ein wenig „aufzumöbeln“ und sie mit Blick auf geplante weitere Beiträge in manchen „Abteilungen“ neu zu ordnen. So gibt es nun unter „Denk mal!“ die neuen Rubriken „Kirchen und Kapellen“, „Schlösser und Gutshäuser“, „Krüge (Gaststätten)“ und „Schmieden“. Geplant ist, dass zu den bisher vorgestellten Beispielen weitere hinzukommen, vor allem solche, die eher weniger bekannt sind. In der Rubrik „Schlösser und Gutshäuser“ wird der Unterschied zwischen „Schloss“ und „Gutshaus“ beschrieben (siehe auch im vorliegenden Heft). Es sollen über das Gutshaus Peckatel hinaus schrittweise einzelne weitere Gutshäuser, darunter solche, die im „Volksmund“ als Schloss bezeichnet werden, vorgestellt werden. In der Rubrik „Kirchen und Kapellen“ wird – neu – auf die Kirche in Kratzeburg eingegangen. In der Rubrik „Schmieden“ wird auf die alte Schmiede in Peckatel und auf die Schmiede in Hohenzieritz eingegangen. Und in der neuen Rubrik „Krüge (Gaststätten)“ werden als erste Beispiele die ehemaligen Krüge in Hohenzieritz, Brustorf und Peckatel beschrieben. Auch hier hoffen wir, in der nächsten Zeit weitere Beispiele vorstellen zu können. In den genannten Rubriken soll der Blick auch ein wenig über die Grenzen unserer Gemeinde hinaus geweitet werden. In der Rubrik „Kulturlandschaftswandel zwischen Lieps und Havelquelle“ wird unter „Wüstungen“ einiges erläutert und zur Wüstung Lerchenhof gibt es kleine Ergänzungen.

Seit 2018 ist der Klein Vielen e. V. Kooperationspartner der Hochschule Neubrandenburg im Forschungsprojekt „Reallabor Landschaft“, in dem der Landschaftswandel erforscht wird, der sich in den vergangenen drei Jahrhunderten zwischen der Lieps und der Müritz vollzog.

Es lohnt sich, ab und an die Internetseite www.iugr.net oder www.umwelt-hat-geschichte.de des Instituts für Umweltgeschichte und Regionalentwicklung e. V. (IUGR) zu besuchen. Das IUGR ist ein Institut an der Hochschule Neubrandenburg.

Auf der Unterseite „Landschaft im Wandel“ präsentiert das IUGR laufend die Ergebnisse des Forschungsprojektes „Reallabor Landschaft“, das ein Teilvorhaben im Hochschul-Verbundvorhaben „HiRegion“ ist. Über den Link können Sie sich darüber informieren, welche Ziele mit dem Verbundvorhaben verfolgt werden, das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung bis Ende 2022 unterstützt wird.

Dank der Förderung konnte die Hochschule für das „Reallabor Landschaft“ zwei wissenschaftliche Mitarbeiterinnen befristet einstellen, die auch die Internetseite gestalten und füllen. Unterstützt werden sie u. a. von Studierenden im Studiengang Naturschutz und Landnutzungsplanung, die sich in verschiedenen Studienprojekten mit der Landschaftsgeschichte im Projektraum befassen. Aus der Arbeit sind bereits zwei Ausstellungen hervorgegangen (zur Siedlungsgeschichte und zur ehemaligen Grenze zwischen den Großherzogtümern Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz).

Die Internetseite des IUGR ist auch aus anderen Gründen interessant. Das Institut hat u. a. seit 1991 ein Archiv und eine Bibliothek zur Naturschutz- und Umweltgeschichte Ostdeutschlands unter dem Namen „Studienarchiv Umweltgeschichte“ aufgebaut und präsentiert die darin vorhandenen Bestände ebenfalls auf seiner Internetseite.

Ebenso gibt es eine Unterseite zur Naturschutzgeschichte Ostdeutschlands, auf der die Entwicklung des Naturschutzes seit 1945 bis 1990 detailliert beschrieben wird. Auch Zeitzeuginnen und Zeitzeugen kommen zu Wort.

Parkpflegeeinsätze

Mitglieder des Klein Vielen e. V. beteiligten sich stets an den Pflegeeinsätzen im ehemaligen Gutspark Klein Vielen. Im vorstehenden Baustellenreport 2021 finden sich Details zu den Einsätzen.

Dass sich die mittlerweile mehrjährige Pflegearbeit auszahlt und der Gutspark Klein Vielen mit dem Klingenberg, auf dem die Jahn-Kapelle thront, so langsam zu einem Schmuckstück und überörtlich attraktiven Anziehungspunkt wird, zeigt sich an der wachsenden Zahl von Besucherinnen und Besuchern.

Velo Classico 2021

Im August führte die *Velo Classico*, die besondere Tour für Radlerinnen und Radler, durch Klein Vielen. Jörg Botta, 2. Vorsitzender unseres Klein Vielen e. V., hatte zusammen mit anderen Mitgliedern des Vereins und weiteren Freiwilligen auf dem Grundstück von Detlef Dreier am Eingang zum Gutspark wieder ein „Depot“ vorbereitet, an dem sich die über 100 Radelnden mit Schnittchen, Gemüse, leckeren Frischkäsepralinen und Getränken stärken konnten.

Auf dem Klingenberg begrüßten zudem Mitglieder des Fördervereins Jahn-Kapelle Klein Vielen e. V. etliche unter den Radliebhabern, die sich nebenbei die Kapelle anschauen wollten.



Massenandrang am „Depot“ in Klein Vielen bei der diesjährigen Velo Classico. Foto: H. Behrens.

Dorfzeitung Nr. 12

Liebe Leserinnen und Leser, in Ihren Händen halten Sie die nunmehr 12. Ausgabe unseres „Heimatkundlichen Jahrbuchs“. Wieder haben einige Autorinnen und Autoren ihre Zeit geopfert, um Beiträge zu erarbeiten, die hoffentlich auf Ihr Interesse stoßen.

Ich möchte an dieser Stelle allen Vereinsmitgliedern und denen, die an Aktivitäten aktiv teilnahmen, ohne Mitglied unseres Vereins zu sein, herzlich für ihr Engagement danken.

Klein Vielen e.V.

Leben zwischen Lieps und Havelquelle

www.kleinvielen-ev.de



Aus der Arbeit des Fördervereins Jahn-Kapelle Klein Vielen e. V.

Dr. Annegret Stein (1. Vorsitzende)

Wie bereits im Vorjahres-Bericht angedeutet, überraschte uns 2020 eine Serie von Spenden, die der Ingenieur Bert Spicher aus Wendfeld ausgelöst hatte. So wie er bestimmte auch seine wenig später verstorbene Frau Ulli im Voraus, dass Kranzspenden anlässlich ihrer Beerdigung für die Restaurierung des achteckigen Baukunstwerks auf dem Klein Vielen Klingenberg verwendet werden sollten. Wir sind dafür sehr dankbar.

Als Folge eines Wintersturms war an der Kreuzblume oben auf der Laterne der Jahn-Kapelle ein Blatt abgebrochen. Zu unserem Glück wurde das fehlende Teil gefunden, und die Restauratorin aus Peenemünde kam im August 2020 für einen Tag nach Klein Vielen, um das gute Stück auf 19 Metern Höhe zu reparieren. Diese Instandsetzung konnte mit Mitteln des Fördervereins getragen werden.

Im Sommer/Herbst 2020 ging es mit neuem Schwung bei den Bauarbeiten auf dem Klingenberg weiter. Die Klein Vielen – und immer wieder auch auswärtige Besucher – haben großen Anteil an der Entwicklung genommen. Das Bau-Tagebuch von Hermann Behrens (www.kleinvielen-ev.de) dokumentierte den Fortschritt weiterhin mit Fotos. Die 16 schlanken Türmchen („Fialen“), die wie Geburtstagskerzen auf dem Rand der beiden Etagen unserer Kapelle sitzen und den himmelwärts gerichteten Schwung des Bauwerks betonen, wurden aus noch verwendbaren alten Formsteinen und Neuanfertigungen wieder aufgebaut. Damit auch die Metall-Spitzen dieser Türmchen wieder eine ähnliche Verzierungen bekommen wie in der Ur-Form, hatte der Architekt (mit Unterstützung der Denkmalpflege) eine spezielle Lösung ausgetüftelt. Die Realisierung dieser Extra-Arbeiten konnte der Förderverein mit Spendengeldern ermöglichen.

Am 15. August 2020 haben wieder einmal zahlreiche Engagierte des Ortes Klein Vielen an einem Räumtag zusammen angepackt, um Totholz und wucherndes Buschwerk oben auf dem Klingenberg zu entfernen. Die Hitze war an diesem Samstag so groß, dass Eiskaffee und zusätzliches frisches Wasser manchen Kreislauf gerettet haben.

Unsere Kapellen-Restaurierung machte die Journalistin Annette Ewen am 19. August im NDR Radio MV zum Thema. Genauso wie ihre Kollegin Heike Sommer vom Nordkurier (Artikel am 14.09.20) begleitet sie unsere Anstrengungen und Erfolge mit großem Interesse.

So hat sich weiter im Land herumgesprochen, dass unsere Jahn-Kapelle ein ganz besonderes Bauwerk ist: zum Tag des Offenen Denkmals der Deutschen Stiftung Denkmalschutz am 13. September 2020 kamen über 200 Interessenten aus dem Umkreis Klein Vielen, von Fürstenberg bis Neubrandenburg, um sich über den Fortgang der Restaurierungsarbeiten vor Ort zu informieren.

Ein Jahr später, im September 2021, ist der 3. Bauabschnitt mit der Wiederherstellung der Fenster samt ihrem filigranen Bauschmuck beendet, und die Gerüste sind wieder abgebaut worden. Das war alles eine enorme Anstrengung und eine bewundernswerte Zu-

sammenarbeit, fast wie bei einem Orchester: Förderinstitutionen und Spender, Gemeindevertretung Klein Vielen, Bau-Ausschuss-Mitglieder, Architekt, Bauunternehmer, Gerüstbauer, Handwerker diverser Gewerke (Zimmerleute, Klempner, Maurer, Glaser), Bauamts-Leiterin, Denkmalpfleger, Politiker, Ehrenamtliche, Freiwillige – Helfer jeglicher Art haben ihren Teil beigetragen.

Ein großes Danke an dieser Stelle!

Am Tag des offenen Denkmals der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, am 12. September 2021, zollten außerordentlich viele Besucher dieser Gesamtleistung Respekt und offene Bewunderung.

Einzig das markante Portal der Jahn-Kapelle harret nun noch der Erneuerung. Der Förderverein Jahn-Kapelle ist in Kontakt mit möglichen Geldgebern und macht bereits Pläne.

Bitte helfen Sie uns weiter mit Ihrer Spende!

Unser Spendenkonto:

DE87 1505 1732 0100 0131 39
(Sparkasse Neustrelitz)

Förderverein Jahn-Kapelle
Klein Vielen e.V.



Am Tag des offenen Denkmals 2021.

Aufgabe des Fördervereins

Im Jahr 2015 gründete sich der Förderverein Jahn-Kapelle Klein Vielen e.V. Sein einziges Vereinsziel ist die ideelle und finanzielle Förderung der Sanierung und Instandhaltung der Kapelle und der zugehörigen Allee, sowie des Klingenberges. Die Mitglieder bemühen sich in Abstimmung mit der Gemeinde Klein Vielen um die Einwerbung von Fördermitteln und Spendengeldern, um das denkmal-geschützte Bauwerk wieder in alter Schönheit erstrahlen zu lassen. Die Spuren der Geschichte bleiben dabei erhalten.

Helfen Sie mit, ein einzigartiges Denkmal zu sanieren!

Internetseite: <http://kapelle-klein-vielen.de/>

Schloss oder Herrenhaus?

Hermann Behrens

In der Gegend zwischen Lieps und Havelquelle gibt es noch einige Gutshäuser. Gibt es auch Schlösser?

Das Schloss Hohenzieritz – hier 2014 vom Schlosspark aus fotografiert – ist definitiv ein Schloss. Und das Jagdschloss Prillwitz ist ebenso ein Schloss. Warum?

Gutshaus und Herrenhaus einerseits und Schloss andererseits werden zunächst durch ihre Funktion unterschieden: Das Herren- oder Gutshaus ist immer der Mittelpunkt eines Gutshofs mit Landwirtschaft, eines Forstguts oder auch Weinguts (gewesen), während ein Schloss eben als landesherrlicher Sitz oder aber als Sitz eines Schlossgessenen und lediglich als Wohnhaus diene.

In Mecklenburg war der Begriff des *Schlusses* daher ausdrücklich den landesherrlichen Sitzen vorbehalten, unabhängig von ihrer Größe oder Architektur. Das Schloss bezeichnete also ein landesherrliches Gebäude mit Wohnfunktion.



Das Schloss Hohenzieritz Anfang des 20. Jahrhunderts.

Quelle: Haberland 1907: 48.

„Den Terminus ‚Schloss‘ reservierte 1755 der Jurist Friedrich Carl von Moser für landesherrliche Bauten: ‚Das Wort: Schloß kan nur von den Wohnungen regierender Herrn, und ihnen der Geburt nach gleichen gebraucht werden‘. Und das trifft nicht nur auf Residenzschlösser zu, sondern auch auf ‚alle andere im dem Land zerstreute zu einer würcklich beständigen Wohnung, oder nur zur Lust, Jagd ic. gewidmete grosse Gebäude‘. Sitzen und Häusern des Adels hingegen

stehe der Begriff nicht zu, so Moser. Die Bezeichnung Schloss definiert die Architektur also über den Stand des Besitzers. Eine formale Gestaltung oder die Größe des Gebäudes sind nicht ausschlaggebend“ (Laß 2019: 245 f.).

Und so erklärt sich auch, warum in Hohenzieritz und Prillwitz Schlösser stehen. Hohenzieritz war Sommerresidenz der (Groß-) Herzöge von Mecklenburg-Strelitz, Prillwitz Jagdsitz der (Groß) Herzöge. Das historische Foto zeigt das Schloss Hohenzieritz Anfang des 20. Jahrhunderts (Haberland 1907: 48).

In den pommerschen Herzogtümern war es im Prinzip genauso, allerdings mit Ausnahme von Häusern, die Adelsgeschlechtern des Landes gehörten, die von den pommerschen

Herzögen aufgrund ihrer Verdienste oder Bedeutung ausdrücklich das Prädikat *Schloss-gesessene* verliehen bekamen, wiederum unabhängig vom Bautyp ihrer Häuser.

Auch die *Landesbeschreibung* der benachbarten Mark Brandenburg von 1373 enthält die Kategorie der *Schlossgesessenen*.

Das Schloss war (und ist) in Mecklenburg und Vorpommern ebenso wie in Brandenburg somit eine historisch-rechtliche und keine architektonische Bezeichnung. Die Begriffe *Gutshaus* oder *Herrenhaus* galten indessen für niederadlige Sitze, unabhängig von ihrer Größe oder ihrem Baustil.

Und als sich vornehmlich seit dem 19. Jahrhundert im Zuge der Industriellen Revolution wohlhabende Bürger Güter kauften, auch in Mecklenburg und Pommern, galt dies auch für Guts- und Herrenhäuser in deren Besitz.

Aber in unserer Gegend werden mancherorts Gutshäuser als Schlösser bezeichnet, obwohl sie es nicht sind.

Heute geschieht dies wohl vor allem aus Marketinggründen, da es sich, etwa im Bereich des Tourismus, natürlich attraktiver anhört, in einem Schloss Ferien zu machen als in einem Guts- oder Herrenhaus.

Gutshäuser werden aber auch im „Volksmund“ bisweilen als Schlösser bezeichnet. Vielleicht kam hier früher die Zugehörigkeit zu verschiedenen Klassen in der Gesellschaft zum Ausdruck, die dazu führte, dass den abhängigen und besitzlosen Landarbeitern und Landarbeiterinnen das imponierende Haus des Gutseigentümers und Gutsherrn als Schloss erschien. Und auch heute könnten Unterschiede in der sozialen Zugehörigkeit noch eine Ursache für die Bezeichnung von Gutshäusern als Schlösser sein.

So wird heut noch von manchen auch das Gutshaus in Peckatel als Schloss bezeichnet. Auch auf Werbetafeln findet sich diese Bezeichnung. Aber wie man es dreht oder wendet: Es bleibt unter historischen Gesichtspunkten ein Gutshaus.

Auf einer der Seiten der von engagierten Bearbeiterinnen und Bearbeitern redigierten, sehr informativen Internetseite www.gutshaeuser.de heißt es zu Recht:

„Die Bezeichnung Schloss steht nur den landesherrlichen Residenzen zu, also den Schlössern der Großherzöge und Herzöge von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz sowie den ehemaligen Pommernherzögen aus dem Greifengeschlecht. Ausnahmen sind das Schloss Putbus als Residenz der Fürsten zu Rügen, das Schloss Granitz und das Schloss Bothmer. Weitere Herrenhäuser, die zwar zum landesfürstlichen Besitz gehörten, dienten nicht als Residenzen und sind somit nicht den Schlössern zugeordnet.



Das Schloss Hohenzieritz 2014, Parkseite. Foto: Behrens.

Auch wenn die einheimische Bevölkerung, die Gemeinden und andere Besitzer ihr Herrenhaus stolz als Schloss bezeichnen und vermarkten, so sind es unter kulturhistorischen Gesichtspunkten doch Herrenhäuser. Das ist keinesfalls als Wertung zu Schönheit oder Wichtigkeit von uns zu verstehen.“

Weitere Gutshäuser gibt es zwischen Lieps und Havelquelle noch in Usadel, Prillwitz, Blumenholz, Weisdin, Adamsdorf, Groß Vielen und Ankershagen. Und es gab auch welche in Pieverstorf und Klein Vielen, die heute nicht mehr existieren. Das Gutshaus in Klein Vielen wurde im Übrigen, als es noch existierte, von Menschen in diesem Dorf einst auch als Schloss bezeichnet.

Quellen

Haberland, M. 1907: Hohenzieritz. Mecklenburg. Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg 2, Nr. 2: 47–50.

Laß, H. 2019: Begriffe erkunden. Schloss. In: Burgen und Schlösser. Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege 60 (4): 245–247.

Foto Schloss Hohenzieritz: Behrens 2014.

https://gutshaeuser.de/de/werbetipps_und_infos/schloss_gutshaus_oder_herrenhaus (10.6.2020).

[https://de.wikipedia.org/wiki/Schloss_\(Architektur\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Schloss_(Architektur)) (11.7.2020).

**AUTO DIENST**

**KAUFMANN**

**Für alle Fahrzeuge • Inspektionen
TÜV/AU • Unfallinstandsetzung**

M. Kaufmann GmbH
KFZ-Meister

Dorfstraße 4b • 17237 Peckatel
☎ 039824 / 20 771 • 📞 0170 / 58 47 031
📠 039824 / 20 772 |
E-Mail: m.kaufmann@kaufmann-kfz.de
Internet: www.kaufmann-kfz.de



Orchideen zwischen Havelquelle und Lieps

Werner Mösch

Viele Leser werden sich fragen, bei uns wachsen Orchideen, die kennen wir doch nur aus den Blumenläden? Solche gibt es bei uns natürlich nicht. Bei uns kommen nur Erdorchideen vor. Die gekauften sind meistens sogenannte Epiphyten oder „Aufsitzerpflanzen“, die in natürlicher Umgebung auf Bäumen wachsen.

Im folgenden Beitrag sollen die in unserem Gebiet vorkommenden Orchideenarten mit einigen Fundorten vorgestellt werden. Insgesamt sind im Gebiet zwischen Havelquelle und Lieps bisher 14 Arten gefunden worden. In Mecklenburg-Vorpommern kommen etwa 40 Arten vor. Alle Orchideen stehen unter Naturschutz, sie dürfen weder gepflückt, ausgegraben noch ihre Standorte verändert werden. Für die Erforschung der Orchideen in unserem Gebiet waren in den letzten 50 Jahren besonders Karlfried Krull, Erwin Hemke und der Verfasser tätig.

Der Beitrag in der letzten Dorfzeitung (Nr.11/2020) von Martin Hermann war mir Veranlassung zu diesem Beitrag.

Nun zu den einzelnen Arten:

1. Bleiches Waldvöglein (*Cephalanthera damasonia*)

Es sind bisher nur zwei Fundorte bekannt. In den Prillwitzer Tannen und den Ehren-

hofer Buchen. Vom Verfasser konnten dort trotz intensiver Suche keine Pflanzen gefunden werden. Wir müssen davon ausgehen, dass diese Art verschwunden ist.

2. Sumpfsitter (*Epipactis palustris* – siehe Abb. 1, linkes Bild)

Von dieser Art sind bisher acht Fundorte bekannt.

Ein großes Vorkommen gab es an der Quelle in den Hellbergen. 1974 wurden 274 Pflanzen gezählt. Heute sind sie allesamt verschwunden.

KRULL erwähnt ein Vorkommen in den Moorwiesen bei Peckatel. Auch in Quellwiesen im Zippelower Bachtal im NSG Rosenholz gab es ein größeres Vorkommen.

Zum jetzigen Zeitpunkt ist kein intaktes Vorkommen mehr bekannt.

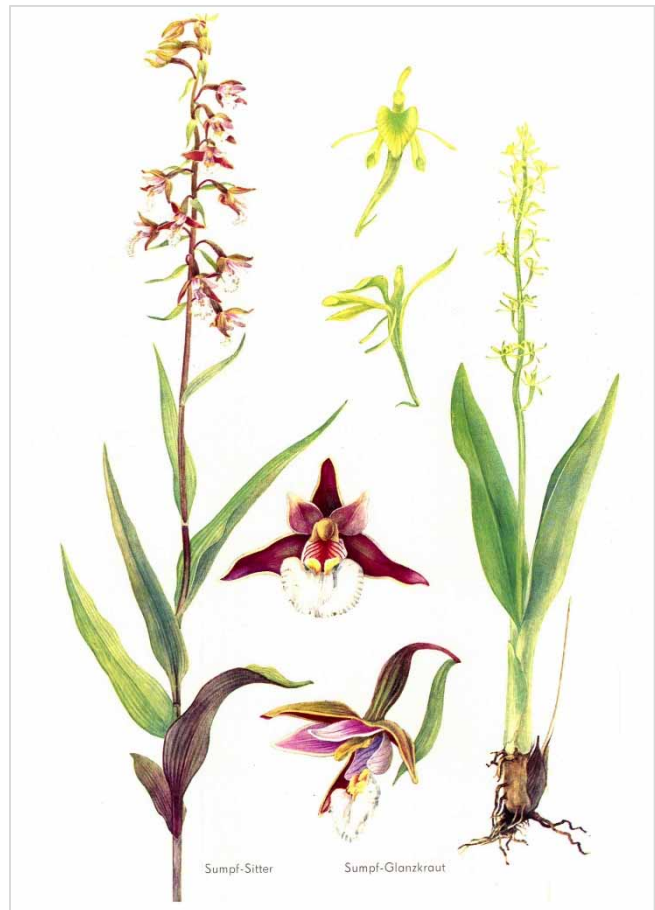


Abb. 1: Sumpfsitter und Sumpf-Glanzkraut.
Quelle: Hamel & Walther 1986, Tafel 15.



Abb. 2: Violetter Sitter. Quelle: Hamel & Walther 1986, Tafel 35.

3. Breitblättriger Sitter (*Epipactis helleborine*)

Es ist zurzeit die bei uns häufigste Orchideenart. Es sind mehr als 60 Fundorte bekannt. Dabei gibt es große und kleine Vorkommen, manchmal auch nur eine einzige Pflanze.

Welche Größe einzelne Vorkommen erreichen können, zeigt ein ehemaliges Vorkommen in Pappelanpflanzungen in der Nähe des ehemaligen Forsthauses Zachow bei Usadel. Dort wurden durch den Verfasser 1988 6289 Pflanzen gezählt. Diese Orchideenart kommt besonders in Buchenwäldern und Pappelanpflanzungen vor.

4. Violetter Sitter (*Epipactis purpurata* – siehe Abb. 2)

Von dieser in Mecklenburg-Vorpommern seltenen Orchidee sind bei uns vier Fundorte bekannt. Die beiden größten befanden sich im „Eulenspiegel“ und im Rosenholz.

Das Vorkommen im „Eulenspiegel“ wird von KRULL schon 1978 genannt, 1987 fand er 112 blühende Pflanzen. Der Verfasser zählte hier 2006 353 Pflanzen, danach gab es einen starken Rückgang.

Das Vorkommen im Rosenholz wurde durch KRULL 1986 mit 32 Pflanzen genannt. Der Verfasser fand 1992 44 blühende Pflanzen. Heute, 2021, hat er keine Pflanzen mehr gefunden. Es muss davon ausgegangen werden, dass zurzeit alle vier Vorkommen verschollen sind.

5. Großes Zweiblatt (*Listera ovata*)

Diese Wiesenorchidee ist mit etwa 20 Fundorten im Gebiet verbreitet. Ein großes Vorkommen gab es in einer Feuchtwiese am Zippelower Bach im NSG Rosenholz. So wurden 1991 356 Pflanzen gezählt. An der Lieps bei Usadel waren es 2001 340 Pflanzen. Und KRULL fand sie im Gutspark Klein Vielen 1987, ebenfalls auch bei Peckatel und Brustorf.

6. Vogelnestwurz (*Neottia nidus avis*)

Von dieser Waldorchidee sind etwa 13 Fundorte bekannt. Diese Orchidee hat kein Blattgrün und ist daher auch schwer zu finden. Oftmals sind an einem Fundort nur wenige Pflanzen festzustellen. Es kommt auch vor, dass sie viele Jahre nicht erscheint, um dann plötzlich wieder da zu sein.

7. *Große Händelwurz (Gymnadenia conopsea)*

Sie wird in der Literatur bei Usadel an der Lieps erwähnt. Heute gibt es sie schon lange nicht mehr.

8. *Kleines Knabenkraut (Orchis morio)*

Sie wird von HABERLAND um 1900 vom Schlossberg Weisdin erwähnt. Haberland war Professor am Gymnasium in Neustrelitz und hatte ein Herbarium angelegt. Danach wurde sie nie wieder gefunden, da das gesamte Gebiet sich seit dieser Zeit vollkommen verändert hat.

9. *Breitblättriges Knabenkraut (Dactylorhiza majali – siehe Abb. 3)*

Diese Wiesenorchidee war einmal die häufigste Orchidee. Es sind über 40 Fundorte bekannt gewesen. KRULL nennt Vorkommen am Wedensee, der Färsenkoppel und am Klein Vielener See. Einige dieser Vorkommen hatten zum Teil eine hohe Anzahl Pflanzen. Zum Beispiel zählte der Verfasser 1972 auf einer Wiese unterhalb des Pferdberges bei den Prillwitzer Tannen 235 Pflanzen, und an der Quelle in Usadel waren es 1973 223 Exemplare. Viele der Vorkommen sind heute erloschen.

10. *Fleischfarbenes Knabenkraut (Dactylorhiza incarnata)*

Es sind aus der Literatur fünf Fundorte bekannt. KRULL fand sie zum Beispiel in der Färsenkoppel in Jennyhof und in der Seekoppel (wohl am Klein Vielener See). Der Verfasser fand 1998 ein Vorkommen an der Lieps bei Prillwitz mit 66 Pflanzen. In den letzten Jahren wurden keine mehr gefunden.

11. *Sumpf-Weichwurz (Hammarbya paludosa)*

Ein Vorkommen wird von LANGMANN 1841 vom Schlossberg Weisdin genannt. Es gibt dort schon lange keine Voraussetzungen mehr für ein Vorkommen.

12. *Sumpf-Glanzkraut (Liparis loeselii – siehe Abb.1, rechtes Bild)*

Diese Orchideenart wird in der Literatur nur einmal 1822 von DITTRICH erwähnt, ohne genaue Ortsangabe. Eventuell gab es sie an der Lieps.

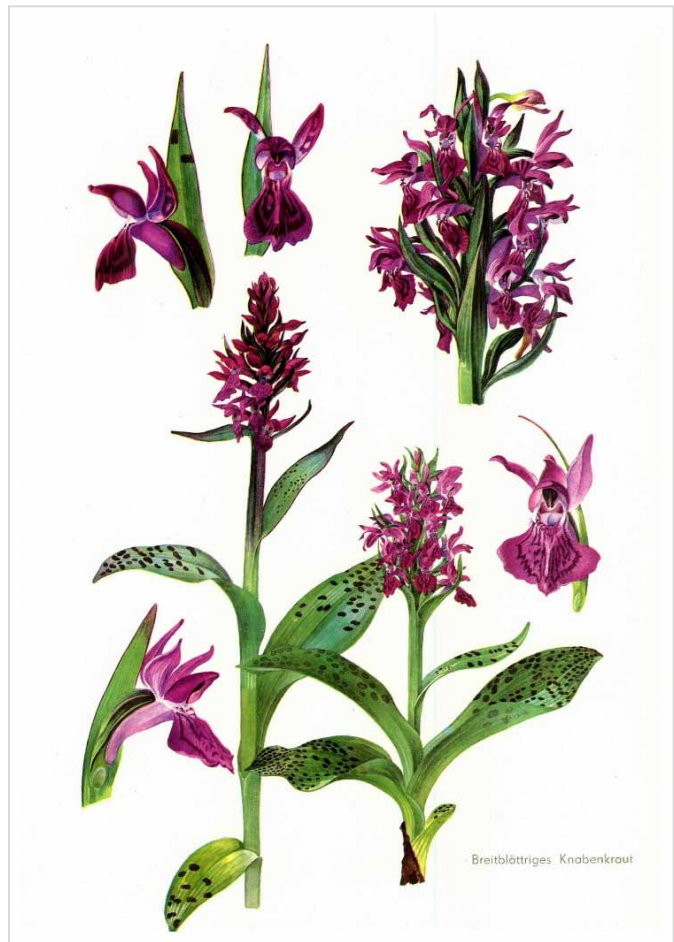


Abb. 3: Breitblättriges Knabenkraut.
Quelle: Hamel & Walther 1986, Tafel 28.



Abb. 4: Weiße Waldhyazinthe.
Quelle: Hamel & Walther 1986, Tafel 28.

13. Korallenwurz (*Corallorhiza trifida*)

LANGMANN und HABERLAND erwähnen um 1900 ein Vorkommen am Krebssee bei Weisdin. Danach wurde die Korallenwurz nie wieder gefunden.

14. Weiße Waldhyazinthe (*Platanthera bifolia* – siehe Abb. 4)

Bisher sind zwei Fundorte bekannt. HEMKE erwähnt ein Vorkommen mit einer Pflanze auf dem Langen Berg bei Usadel. Der Verfasser hat dort nie eine Pflanze gefunden.

Ein großes Vorkommen erwähnt KRULL, aber auch HEMKE und MÖSCH kannten dieses Vorkommen in den Adamsdorfer Eichen. 1972 wurden 805 blühende Pflanzen gefunden. Eine Kontrolle 2021 ergab, dass keine Pflanzen mehr vorhanden waren. Ein Vorkommen ist aber nicht auszuschließen, da der Wald sich nicht grundlegend verändert hat.

Diskussion

In den letzten 150 Jahren wurden für unser Gebiet 14 Orchideenarten nachgewiesen. Von diesen sind seit etwa 100 Jahren fünf Arten verschwunden: Große Händelwurz, Kleines Knabenkraut, Sumpf-Weichwurz, Sumpfglanzkraut und Korallenwurz, dies sind 28 % aller hier (einst) vorkommenden Arten. Von den verbleibenden neun Arten sind bei einigen starke Rückgänge zu verzeichnen.

Der Autor konnte in den letzten Jahren zwar nicht alle Vorkommen kontrollieren, aber bei den ehemals häufigen Arten Breitblättriges Knabenkraut, Fleischfarbenes Knabenkraut, Sumpfsitter, Großes Zweiblatt und Weiße Waldhyazinthe wurden an vielen Fundorten keine Pflanzen mehr gefunden.

Zum Vorkommen der Vogelnestwurz wurde schon einiges zu ihrem Verhalten gesagt, so dass sie noch nicht verschwunden sein muss.

Sehr bedauerlich ist das Verschwinden des Violetten Sitters, aber hier besteht die Hoffnung, dass noch einmal Pflanzen erscheinen werden.

Die einzige noch häufige Orchidee ist der Breitblättrige Sitter. Auch hier verschwinden Fundorte, aber es werden auch neue gefunden.

Ein weiteres Problem ist die geringe Anzahl von Pflanzen an den jeweiligen noch existenten Fundorten.

Unsere heimischen Orchideen befinden sich auf einem starken Rückgang. Gefährdet sind sie durch intensive Nutzung von Wiesen und Wäldern, Düngung und Pestizide, vor allem durch zunehmende Trockenheit, insbesondere im Frühjahr, und andere Faktoren.

Wir sollten alles unternehmen, die wenigen Fundorte zu schützen und zu erhalten und da, wo Pflege notwendig ist, einzugreifen.

Es wäre schade, wenn unsere Nachkommen eines Tages feststellen müssten, dass es Orchideen bei uns einmal gegeben hat, sie aber alle verschwunden sind.

Literatur

- Beitz, W. 1974: Geschützte Pflanzen im Raum Penzlin. Botan. Rundbrief für den Bez. Neubrandenburg **4**: 26.
- Fukarek, F.; Henker, H. 2006: Flora von Mecklenburg-Vorpommern. Jena.
- Hamel, G. (Text); Walther, H. (Bildtafeln) 1984/1986: Orchideen – Bildtafeln mitteleuropäischer Arten, Formen und Bastarde. Teil I und Teil II. Hg.: Arbeitskreis Heimische Orchideen beim Zentralvorstand der Gesellschaft für Natur und Umwelt im Kulturbund der DDR. Gustav Fischer Verlag Jena.
- Hemke, E. (o. J.): Orchideen unserer Heimat. LABUS **4**: 10 ff.
- Hemke, E. (o.J.): Orchideen unserer Heimat. LABUS **5**: 25 ff.
- Hemke, E. (o.J.): Orchideen unserer Heimat. LABUS **6**: 7 ff.
- Hemke, E. 1978: Orchideen unserer Heimat. Naturkundliche Forschungen und Berichte aus dem Kreis Neustrelitz **1** : 41 ff.
- Krull, K. 1987. Lokale floristische Notizen aus Peckatel I. Botan. Rundbrief für den Bez. Neubrandenburg **19**: 57 ff.
- Krull, K. 1988: Lokale floristische Notizen aus Peckatel II. Botan. Rundbrief für den Bez. Neubrandenburg **20**: 71 ff.
- Krull, K. 1989: Lokale Floristische Notizen aus Peckatel III. Botan. Rundbrief für den Bez. Neubrandenburg **21**: 71 ff.
- Krull, K. 1990: Floristische Notizen aus Peckatel IV. Botan. Rundbrief für Meckl.-Vorp. **22**: 107 ff.
- Krull, K. 1991: Lokale floristische Notizen aus Peckatel V. Botanischer Rundbrief **23**: 79 ff.
- Mösch, W. 1988: Orchideen in Pappelanpflanzungen. Zwanzig Jahre Fachgruppe „Walter Gotsmann“ 1969–1989. Hg.: Kulturbund der DDR, Gesellschaft für Natur und Umwelt Neustrelitz: 37/38.
- Mösch, W. 2006: Bemerkenswerte Pflanzenfunde aus dem südlichen Tollense-Becken. LABUS **23**: 61 ff.
- Mösch, W. 2010: Orchideen in Pappelanpflanzungen im südlichen Tollense-Becken. LABUS **31**: 45 ff.

Über Honig

Jürgen Krämer

Honig besteht im Wesentlichen aus Traubenzucker, Fruchtzucker und Wasser. Geringfügige Mengenunterschiede der Zuckeranteile untereinander entscheiden darüber, ob ein Honig in seiner Beschaffenheit flüssig (höherer Fruchtzuckeranteil) oder cremig (höherer Traubenzuckeranteil) wird.

Laut Honigverordnung darf der Wasseranteil im Honig maximal 20 % betragen. In einem 500-Gramm-Glas Honig dürfen also höchstens 100 Gramm Wasser enthalten sein. Alles, was darüber hinausgeht, darf nicht mehr als Honig im Handel verkauft werden. Die Wahrscheinlichkeit, dass Honig im Glas zu gären beginnt, ist einfach zu groß. Da es wenige Honige gibt, die einen Wasseranteil von unter 15 % aufweisen, kommt dieser Differenz von etwa 25 Gramm Wasser pro Glas eine wichtige Bedeutung zu.

Setzt sich in einem Glas Honig oben eine dunklere, wässrige Schicht ab, nennt man dies Phasentrennung. Sie lässt auf einen höheren Wasseranteil (zwischen 18 – 20 %) schließen und darauf, dass der Honig eventuell zu warm, zu hell oder zu feucht aufbewahrt wurde.

Bienen halten in ihrem Stock in den Bereichen, wo gebrütet wird, eine konstante Temperatur von 36 Grad. Honig dient den Bienen dabei als Brennstoff, um diese Wärme zu erzeugen. Er wird in der Regel dicht um die Brut herum eingelagert. Im Frühling und Sommer, wenn das Nahrungsangebot reichlich ist, setzt der Imker* Honigräume auf, damit dort der von den Flugbienen gesammelte Nektar eingelagert werden kann. Die Flugbienen geben ihn an ihre Kolleginnen im Stock ab. Der Nektar wandert dort durch mehrere Bienenmägen, bevor er schließlich in den sechseckigen Zellen der Honigräume eingelagert wird. Dabei wird er unter anderem mit dem Enzym Invertase angereichert. Die Bienen trocknen den wässrigen eingelagerten Nektar durch Flügelschlagen. Die feuchte, warme Luft wird dabei geschickt aus dem Stock herausgeleitet. Ist der Trocknungsprozess für die Bienen abgeschlossen, erhält jede Kammer einen dünnen Wachsdeckel. Der Honig ist „reif“ für die Entnahme durch den Imker*. Der Wasseranteil liegt dann in jedem Falle unter 20 %, aber idealerweise sogar unter 18 %.

Honig mit einem Wasseranteil dichter an der Obergrenze von 20% sollte sorgfältiger aufbewahrt werden als ein Honig mit einem Wasseranteil näher an 15%–16 %.

Der „trockenere“ Honig ist in jedem Falle deutlich länger haltbar.

Nun könnte man daraus schließen: je weniger Wasser ein Honig enthält, desto besser ist er. Das wäre aber zu kurz gegriffen. Jemand, der gerne Milch trinkt, würde ja auch nicht ausschließlich auf H-Milch zurückgreifen, nur, weil die länger haltbar ist. Der Wasseranteil entscheidet manchmal auch über den Geschmack. Es gibt Honige, die schmecken runder und harmonischer, weil sie ein paar Gramm mehr Wasser enthalten.

Die Bienen mögen es gerne warm, und auch Honig ist im warmen Zustand besser aus den Waben zu schleudern. Diese natürliche Wärme übersteigt jedoch nie 36 Grad. Im Idealfall entnimmt der Imker die Holzrähmchen mit den noch warmen Honigwaben, befördert den Honig in diesem Zustand mit einer Zentrifuge aus den Zellen und hängt die leeren Rähmchen gleich danach wieder in die Honigräume hinein.

Ein solches Vorgehen ist aber nicht immer möglich. Der Ort, an dem Honig entnommen wird, muss frei von Bienen und sauber sein. Auf der grünen Wiese oder im Werkstattschuppen geht das nicht. In vielen Fällen haben Imker*, die mit einem Bienenwagen umherziehen oder einen festen Standort haben, einen kleinen Honigschleuderraum sorgfältig abgetrennt. Andere entnehmen die Rähmchen



Rähmchen, Mittelwand, Wabe. Autor: AxelIHH. https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Rähmchen_Mittelwand_Wabe.jpg (1.10.2021).

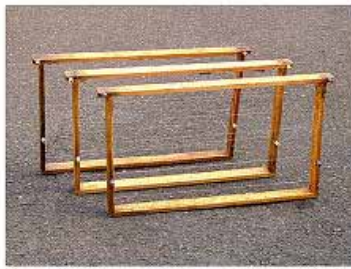
und schleudern sie später zu Hause. Oft ist auch in diesen Monaten so viel zu tun, dass an ein weiteres Bearbeiten wie Rühren und Abfüllen des Honigs gar nicht zu denken ist. Der Honig lagert zunächst in größeren Gefäßen, wird dort fest und später in einem „Wärmeschrank“ wieder bearbeitbar gemacht. Dieses Erwärmen muss sehr vorsichtig und behutsam erfolgen und sollte die natürliche Temperatur, die im Stock herrscht, nicht überschreiten. Ansonsten baut sich das Invertase-Enzym wieder ab.

Das Enzym, das die Bienen dem Honig durch ihren Speichel beifügen, wird in Einheiten pro Kilogramm gemessen. Der Gesetzgeber ist hier nicht sonderlich interessiert, lediglich der Deutsche Imkerbund (DIB) setzt seine Untergrenze für Honige, die im DIB Glas vermarktet werden, bei 64 Einheiten pro Kilogramm an. Während man den Wassergehalt selbst – recht einfach – mit einem Refraktometer messen kann, bedarf die Invertasemessung einer kostspieligen Analyse. Gute Honige weisen Invertasewerte von 160 bis über 200 Einheiten pro Kilogramm auf, ein Vielfaches dessen, was der DIB als Untergrenze festgelegt hat. Je höher der Wert liegt, desto naturbelassener ist ein Honig. Er wurde weniger oder gar nicht mit Wärme behandelt, weder zur künstlichen Trocknung, noch zur weiteren Bearbeitung.

Es spricht also auch einiges dafür, Honig möglichst unmittelbar nach der Ernte zu rühren, um eine Kristallbildung zu verhindern und ihn direkt in Gläser abzufüllen, um damit seine „inneren“ Qualitäten zu bewahren.

Weder der Invertasewert noch der Wassergehalt eines Honigs müssen auf den Gläsern ausgewiesen werden.

Nun machen wir uns als Verbraucher wenig Gedanken darüber, wie wir unseren Honig aufbewahren. Er zählt nicht zu den leicht verderblichen Lebensmitteln und ist in der Theorie fast unbegrenzt haltbar. Aber im Gegensatz zu manchem guten Rotwein wird Honig durch eine jahrelange Lagerung nicht besser. Er möchte kühl, dunkel und trocken aufbewahrt werden. So wie ein gutes Olivenöl nicht auf der Fensterbank in die pralle Sonne



Gedrahtete Rähmchen



Waben



Imkerpfeife und Wabenzange



Königinnenkäfige



Begattungskästchen f. Königinnen



Ablegerkasten



Honigschleuder



Honigkübel

gestellt werden will, so gehört ein Glas Honig, wenn es nicht auf dem Frühstückstisch steht, in den Schrank oder die Schublade. Das, was guten Honig zu einem unverwechselbaren, naturbelassenen Lebensmittel macht, bleibt dadurch länger erhalten. Außerdem zollen wir damit den Bienen unseren Respekt, die für ein Glas Honig in Flugkilometern gemessen viermal die Erde umrunden müssen.

Wie werden Sortenhonige bestimmt? Steht eine Bienenbeute direkt neben einem Feld mit blühendem Raps, ist das recht einfach. Was aber, wenn das Rapsfeld einen Kilometer weit weg liegt und im Garten gleichzeitig die Obstbäume blühen? Die Zusammensetzung eines Honigs wird über eine Pollenanalyse bestimmt.

Bienen sammeln auf ihren Ausflügen nicht nur Nektar, sondern auch Pollen. Pollen ist das Fleisch der Bienen, Protein, das für die Aufzucht der Brut benötigt wird. Der Pollen sammelt sich an den Beinen der Bienen, wenn sie eine Blüte aufsuchen. Ein kleiner Teil davon landet auch im Honig.

Imkergeräte. Quelle: <https://de.wikipedia.org> (1.10.2021).
Autor: Axel Hindemith.

Pollen kann unter dem Mikroskop – im Gegensatz zu Nektar – einer Pflanze zugeordnet werden. Es gibt Pflanzen mit einem sehr hohen Pollengehalt, wie Raps und andere, die einen höheren Nektargehalt haben. Stellen Sie sich vor, in einem Glas Honig befinden sich 26 Pollen. 15 werden als Rapspollen identifiziert, 7 als Kirschblüten und 4 als Kornblume. Mit einem speziellen Verteilungsschlüssel wird anhand des Pollenanteils im Honig der Nektargehalt ermittelt.

Ein Rapspollenanteil von etwa 70 % bedeutet, dass der Nektaranteil dieser Pflanze ca. 30 % beträgt. Umgekehrt ist es bei Kornblumen oder Lavendelblüten. Hier kann der Pollenanteil deutlich geringer ausfallen, um die gleiche Menge an Nektar nachzuweisen. Irgendwo dazwischen liegt der Nektaranteil der Kirschblüten. So ist es möglich, dass bereits 2 % Kornblumen- oder Lavendelpollenanteil die sensorische Qualität eines Honigs, der 70 % Rapspollen aufweist, stark verändern. Die korrekte Bezeichnung wäre dann Blütenhonig (aus Raps und Obstblüte) mit Kornblumen- oder Lavendelanteil. Wenn ein Honig als Sortenhonig zum Beispiel: als Buchweizenhonig deklariert wird, muss der Nektaranteil dieser Pflanze mindestens 60 % betragen.

Sortenhonige erfreuen sich unter Kennern großer Beliebtheit und erzielen oft höhere Preise als Blütenhonige. Die meisten Honige sind jedoch Mischhonige.



Honigsorten im Verkaufsregal. Fotocollage: Behrens.

Schadstoffe im Honig

Honig ist erstaunlich frei von vielen Umweltgiften, weil der Magen der Bienen als Schadstofffilter fungiert. Bienen vergiften sich selbst, während sie den Nektar untereinander weiterreichen, bevor er eingelagert wird. Da eine Sommerbiene maximal 6 Wochen alt wird und eine Bienenkönigin in der Saison bis zu 2000 Stifte am Tag legt, fällt das kaum auf. Die nächste Generation steht schon in den Startlöchern.

Vor drei Jahren musste ein Brandenburger Berufsimker, der mittlerweile Konkurs angemeldet hat, eine große Menge Honig kostenpflichtig entsorgen lassen, weil er seinen Honig auf Glyphosat-Rückstände hin untersuchen lassen. Ein niederländischer Konzern, der Landwirtschaft in Brandenburg betreibt, wollte eine Wiese für die Aussaat von Mais vorbereiten und spritzte das Mittel direkt auf den blühenden Löwenzahn, ohne den Imker vorab zu informieren (es besteht keine Informationspflicht!). Eine 152-fache Überschreitung der zulässigen Höchstmenge von 0,05mg/kg war das Resultat. In einem Kilo Honig wurden 7,6 mg des Herbizides gemessen. Würde man den gleichen Grenzwert bei Getreide zu Grunde legen, wären die Landwirte jedes Jahr gezwungen, ihre gesamte Ernte zu vernichten. Das wäre grotesk. Deshalb werden vom Produktentwickler des Herbizides

umfangreiche Untersuchungen durchgeführt, ob und wann Rückstände eines Pflanzenschutzmittels zu gesundheitlichen Gefährdungen führen können. Interessanterweise liegt der Grenzwert für Getreide bei 20 mg/kg. Es ist also erlaubt, beim Verzehr von Brot 400mal so viel Glyphosat aufzunehmen als bei Honig, ohne ein gesundheitliches Risiko einzugehen.

Gleichwertige Untersuchungen wurden in Bezug auf Honig bis heute nicht durchgeführt. Der Produktentwickler sieht sich nicht in der Verantwortung. Er entwickelt Pflanzenschutzprodukte, die sicher auch auf ihre Auswirkungen auf das Haustier Biene hin untersucht werden, nicht aber auf Rückstände in deren Honig. Der Landwirt kauft ein Produkt ein, welches eine ordentliche Zulassung erhalten hat und begeht – wenn er es vorschriftsmäßig anwendet – kein Verbrechen. Der Gesetzgeber steht auf dem Standpunkt, die Produktion von Honig ist eine Privatangelegenheit. Er hat jedoch eine Fürsorgepflicht für seine Bürger, und um eventuellen Schaden von diesen abzuwenden oder Klagen vorzubeugen, legt er für die Höchstmenge einen Wert fest, der gerade mit den zur Verfügung stehenden Werkzeugen messbar ist. Die Gemeinschaft aller Imker müsste idealerweise die Kosten für eine solche Untersuchung aufbringen. Es gibt aber keine Pflicht, Honig vor dem Verkauf auf Schadstoffrückstände hin untersuchen zu lassen. Der Nachbarimker in Brandenburg, dessen Bienen die gleiche Fläche besucht haben und dessen Honig sicher auch die gleichen Rückstände aufweist, kann seinen Honig weiterhin zum Verkauf anbieten, ohne dass er ein Gesetz bricht.

Wenn das kein Stoff für eine griechische Tragödie ist.

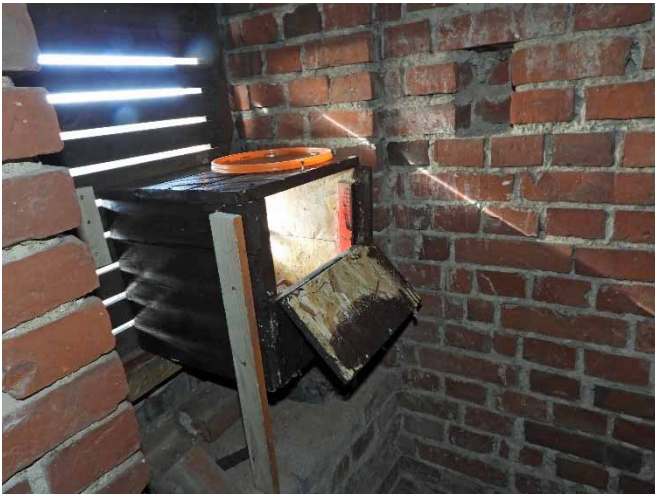
**Das Heimatkundliche Jahrbuch des Klein Vielen e.V.
gibt es auch – in Farbe – im Internet:
www.kleinvielen-ev.de**



Alte Nisthilfe im Peckateler Kirchturm repariert und eine neue installiert

Waldkauz und Turmfalke können im Peckateler Kirchturm ein eigenes Haus beziehen

Wie in jedem Jahr inspizierten Aaron Hofmann und sein Vater, der als lizenzierter Vogelberinger unterwegs ist, die Nisthilfe auf der Südseite im Peckateler Kirchturm, die



Der neue Nistkasten auf der Westseite des Kirchturms. Foto: Aaron Hofmann, 2021.

dort vor vielen Jahren angebracht worden war und abwechselnd von einem Turmfalke- oder Waldkauzpaar besiedelt wurde. Des Öfteren gab es auch Streit zwischen beiden „Anspruchsberechtigten“ und nur selten kam es zu einer aufeinanderfolgenden Jahresbrut beider Vogelarten.

Bei ihrer diesjährigen Inspektion stellten die Beringer fest, dass der alte Nistkasten beschädigt war und repariert werden musste. Bei der Gelegenheit entschieden sie sich auch zu versuchen, den immer wiederkehrenden Streit zu schlichten, indem sie an der Westseite des Turmes eine weitere Nisthilfe anbrachten.

In diesem Jahr fand in keinem der beiden Kästen eine Brut statt – die Vögel müssen sich wohl erst gewöhnen.

Nun können wir alle hoffen, dass sie sich auch nicht mehr streiten, sondern beide Nisthilfen annehmen! Streit ist allerdings nicht ausgeschlossen, zum Beispiel dann, wenn sie sich nicht entscheiden können, welche der beiden Nisthilfen sie annehmen wollen.



Der alte Nistkasten vor und nach der Reparatur. Foto: Aaron Hofmann, 2021.

Wüstungen zwischen Lieps und Havelquelle: Stribbow, Düsterhoff, Friederikenkrug

Hermann Behrens

Laut dem Mecklenburg-Schwerinschen Archivrat Lisch gehörte „ohne Zweifel“ der „Landstrich zwischen dem südlichen Ende des Tollense-Sees und der östlichsten Biegung des Müritz-Sees, oder vom Lieps-See bis zum Specker See und zum Düster-Wohld (silva tenebrosa), dort, wo die Ortschaften (Nemerow), Prilwitz, Hohen-Zieritz, Peccatel, Kostal (jetzt Adamsdorf), Kratzburg, Pieverstorf, Dambeck, Speck liegen, um die Quellen der Havel“, zu den merkwürdigsten Gegenden für die älteste Geschichte Mecklenburgs.

„Diese Gegend gehörte in alten Zeiten der mächtigen adeligen Familie von Peccatel, auf dem Schlosse und ‚Städtchen‘ Prilwitz gesessen, deren gewaltige Burgwälle noch heute Zeichen ihrer Macht sind; in einer Urkunde vom J[ahre] 1408 werden alle peccatelschen Hauptgüter aufgeführt: Prilwitz, Usadel, Blumenholz, Weisdin, Dolgen, Oldendorf, Hohen-Zieritz, Peccatel, Langhagen, Stribbow, Peutsch, Dambeck, Zahren, Lübchow, Liepen, Wustrow, Zippelow, Ziercke, zu denen gewiß noch viele dienst- und pachtpflichtige Bauerdörfer gehörten“ (Lisch 1858: 22).

In diesem Zitat taucht auch ein Ort Stribbow auf, den es seit langem nicht mehr gibt.

Zwischen Lieps und Havelquelle gibt es überhaupt viele Dörfer, die im Verlauf des mittelalterlichen Landesausbaus bzw. der „Ostsiedlung“ seit ungefähr der Mitte des 12. Jahrhunderts gegründet wurden und von denen eine große Anzahl im Laufe der Zeit wieder untergegangen sind. Bereits vor dem Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) fielen mehr Orte wüst als in Folge dieses Krieges. Aber auch später hörten in Mecklenburg-Vorpommern und auch in unserer Gegend viele Orte auf zu existieren, sogar noch in neuester Neuzeit.

Wenn in der Landschaft Zeugnisse noch nachweisbar sind, so meist unter Wald. Wo lange geackert wurde, sind sie meistens verschwunden, auch in Wäldern, die erst spät auf Ackerböden entstanden sind. Nur Urkunden und andere Archivalien lassen dort noch auf frühere Siedlungen und ihre Bewohnerinnen und Bewohner schließen.

Prof. Dr. Maik Stöckmann von der Hochschule Neubrandenburg befasst sich seit langem mit Wüstungen und hat vor kurzem seine (vorläufigen) Forschungsergebnisse für den Raum zwischen Müritz und Feldberg veröffentlicht. Er unterscheidet dabei zwischen „Totalwüstungen“ und „Flurwüstungen“:

„Bei einer ‚Flurwüstung‘ sind mehr als 90 % der Landwirtschaftsfläche der ehemaligen Feldmark verloren gegangen oder die Flurstruktur ist stark verändert oder die Ortslage ist unbekannt. Eine ‚Totalwüstung‘ ist eine Flurwüstung, deren Ortslage ebenfalls nicht erhalten ist (Stöckmann 2019: 131).

Auf der Grundlage dieser Arbeitsdefinitionen hat er die hier gezeigte Karte erstellt und kommt bislang zwischen Müritz und Feldberg insgesamt auf 67 untergegangene Orte und 17 verschwundene Fluren.

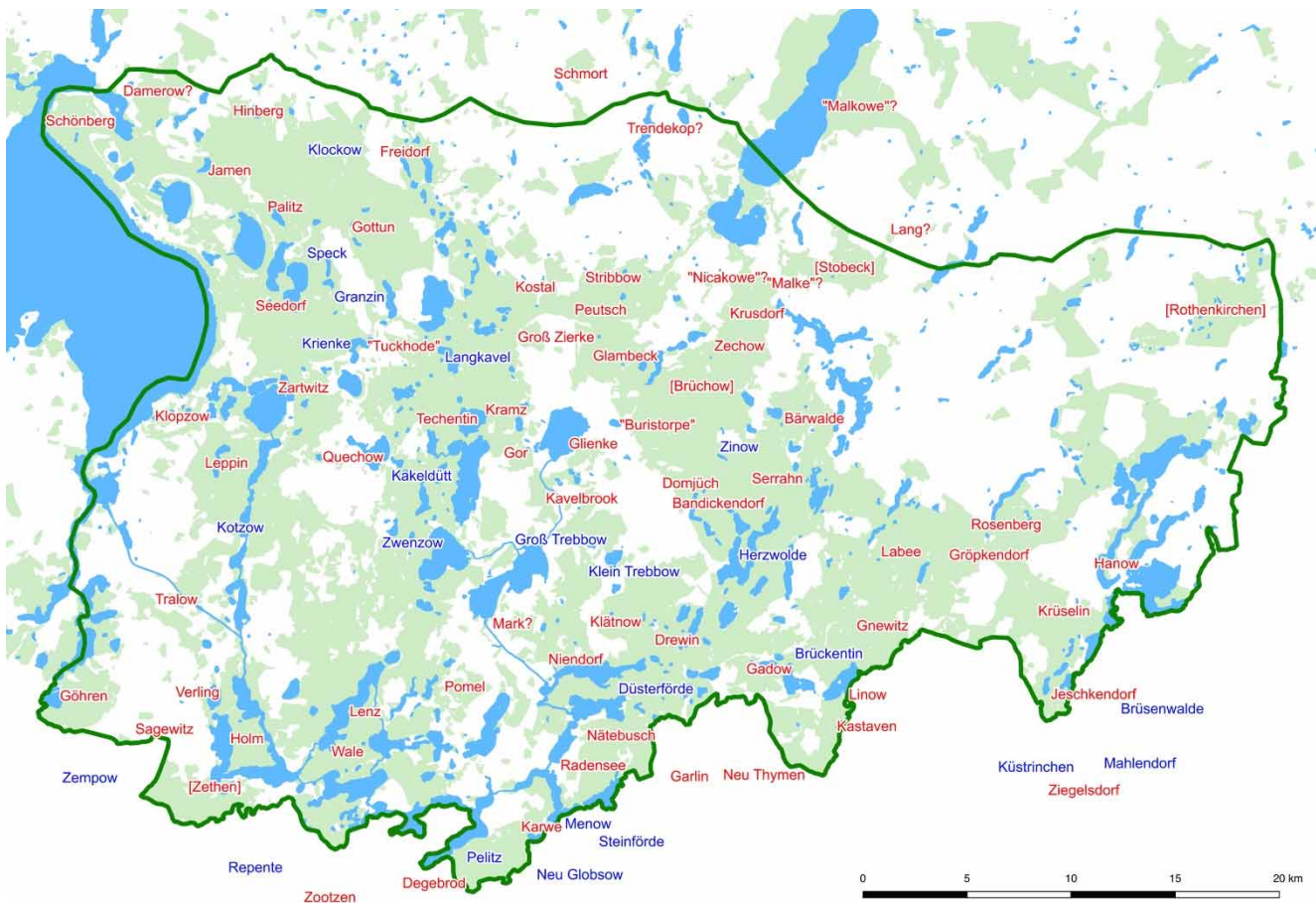
Stöckmann schreibt dazu: „Die Karte verdeutlicht, dass es in frühdeutscher Zeit keine ausgedehnten Wälder im Untersuchungsraum gegeben haben kann und der weitaus größte Teil des Landes landwirtschaftlich genutzt wurde. Einige Dörfer sind bislang von der

Lokalforschung so gut wie gar nicht wahrgenommen worden; zum Beispiel Stobek, dessen Feldmark in etwa dem heutigen Waldgebiet zwischen Zachow und Wanzka entspricht und für das sogar eine Gastwirtschaft überliefert ist, Bärwalde, im Dreieck zwischen Thurow, Carpin und Serrahn gelegen, für dessen Wassermühle bereits in frühdeutscher Zeit ein tiefer Graben zwischen dem Kleinen Serrahnsee und dem Kleinen Sumpfsee angelegt wurde, sowie Trendekop, das zwischen Penzlin und Werder lag. Jedenfalls wird die ‚Trendekop‘-Mühle (die spätere Penzliner Stadtmühle) urkundlich erwähnt wie auch die Burg ‚Trendekop‘, die mit der heute als ‚Englischer Garten‘ benannten, auf einer Halbinsel befindlichen Anlage identisch sein dürfte. Burg und Mühle lassen auf eine Siedlung schließen, und da die Gründungsurkunde der Stadt Penzlin das Gebiet zwischen vorgenannter Mühle und Burg einschloss, könnte das Dorf – analog zu anderen Stadtgründungen – gelegt worden sein“ (Stöckmann 2019: 131 f.).

Auf einige Wüstungen wurde auch schon in der „Dorfzeitung“ verwiesen.

In der Nr. 4 (2012) der „Dorfzeitung“ wurde als ein Beispiel für ein erst vor einigen Jahrzehnten untergegangenes Dorf Jennyhof bei Peckatel mit seiner Geschichte vorgestellt. Jennyhof wurde 1976 von seinem letzten Bewohner verlassen und anschließend gesprengt und abgetragen.

In der Nr. 8/9 (2017/2018) wurden mit dem Christenhof bei Hohenzieritz und dem Lerchenhof bei Liepen zwei Beispiele erst um 1953 (Lerchenhof) und 1960 (Christenhof)



Totalwüstungen (rot) und Flurwüstungen (blau) zwischen Feldberg und Müritz. Quelle: Stöckmann 2019: 132.

wüst gefallener Einzelhöfe dargestellt. Auch auf die Wüstung Peutsch, die kurz nach 1880 brachfiel, wurde in derselben Nummer der „Dorfzeitung“ eingegangen.

Die Wüstungen Stribbow und Düsterhoff

Stribbow wird urkundlich erstmals 1274 in der Urkunde erwähnt, mit der Fürst Nicolaus von Werle den Rittern Bernhard und Heinrich von Peccatel u. a. die Güter Lübchow, Zippelow, Hohen-Zieritz, Stribbow, Peccatel, Groß Vielen, Klein Vielen, Brustorf und Langhagen „mit aller Gerichtsbarkeit, allen Beden und Diensten, allen Freiheiten, Gerechtigkeiten und Kirchenlehen“ verlieh (MUB 2: 478).

Der Ortsnamensforscher Kühnel führte den Namen auf einen ersten slawischen Siedler zurück und deutete Stribbow als „Ort des Streba“ (Kühnel 1881: 139).

1408 wird Stribbow noch als Dorf bezeichnet. In dem Jahr verkaufte Vicke von Peccatel zu Prillwitz dem Ritter Joachim von Heidebreke zu Clempenow „de helfte des dorpes Strebbow mit alle syne thobehoringhe mit alleme rechte“.

Danach findet sich keine schriftliche Quelle mehr. Daher ist nicht bekannt, wann das Dorf unterging, und im Gelände finden sich auch keine Zeugnisse. Wo genau der Ort lag, kann daher allenfalls anhand der Topographie des Geländes vermutet werden. Die ehemalige Feldmark des untergegangenen Dorfes wurde irgendwann dem Gut Peccatel angegliedert (Krull o. J.: 6).

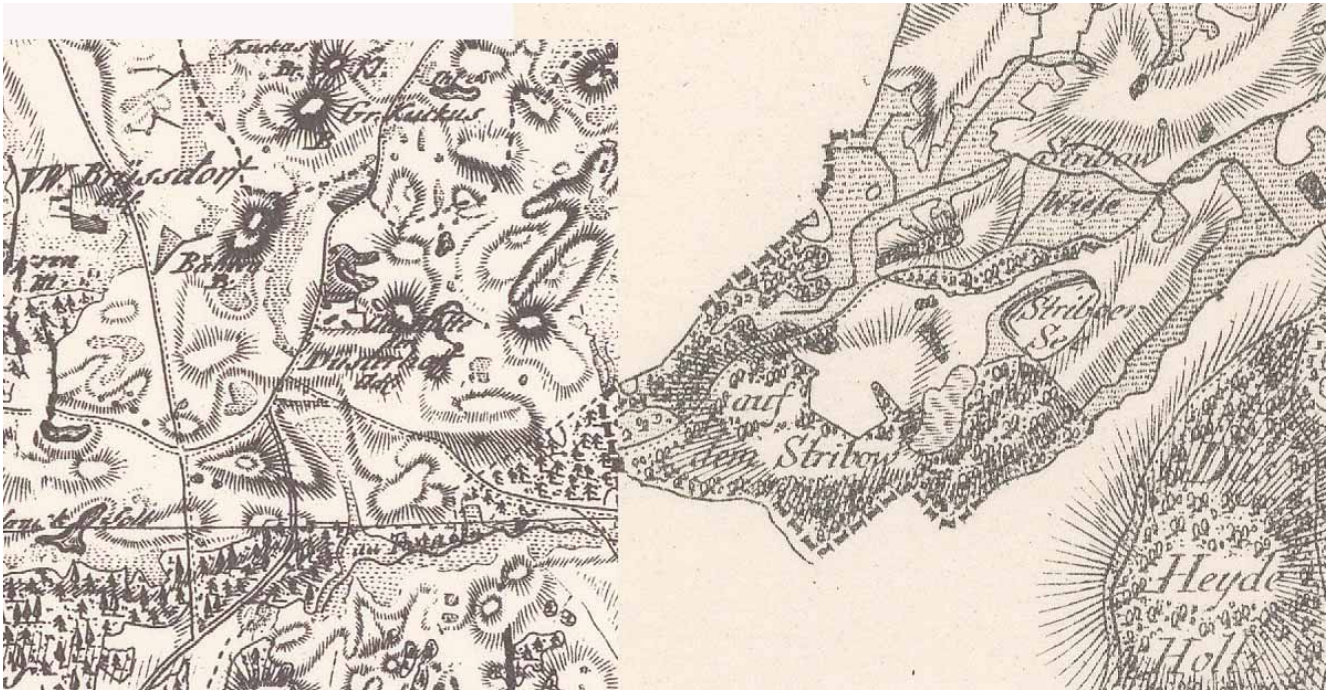
An den Ort Stribbow erinnern bis heute der „Stribbow See“ und auf älteren Kartenwerken noch die Flurnamen „Auf dem Stribbow“, „Stribbow-Tannen“ und „Stribbow-Wiese“.

Interessant ist, dass auf der Schmettauschen Karte von 1788 etwas nordwestlich von der Flurbezeichnung „Auf dem Stribbow“ ein Schriftzug „Alte Hütte Düsterhoff“ zu erkennen ist, der Standort einer ehemaligen Glashütte in der Nähe des Düsterhofs in der Nähe der Siedlung „Brüstoff“ (heute Brustorf), die sich auf der Schmettauschen Karte ebenfalls findet. Hat es sich bei der „Alten Hütte Düsterhoff“ vielleicht auch um eine Ziegelei gehandelt? Im Herzoglich-Mecklenburg-Schwerinschen Staatskalender des Jahres 1804 findet sich unter der Aufzählung der Ritterschaften im Herzogtum auch Klein Vielen mit Liepen, Kuhstall (heute Adamsdorf) und: „Brusdorf Z. Alte Hütte, Düsterhof“. Was bedeutete das „Z.“? In den Staatskalendern waren das Ziegeleien. Beide Gebäude oder kleinen Siedlungsteile scheinen damals noch existiert zu haben (Staatskalender 1804: 108).

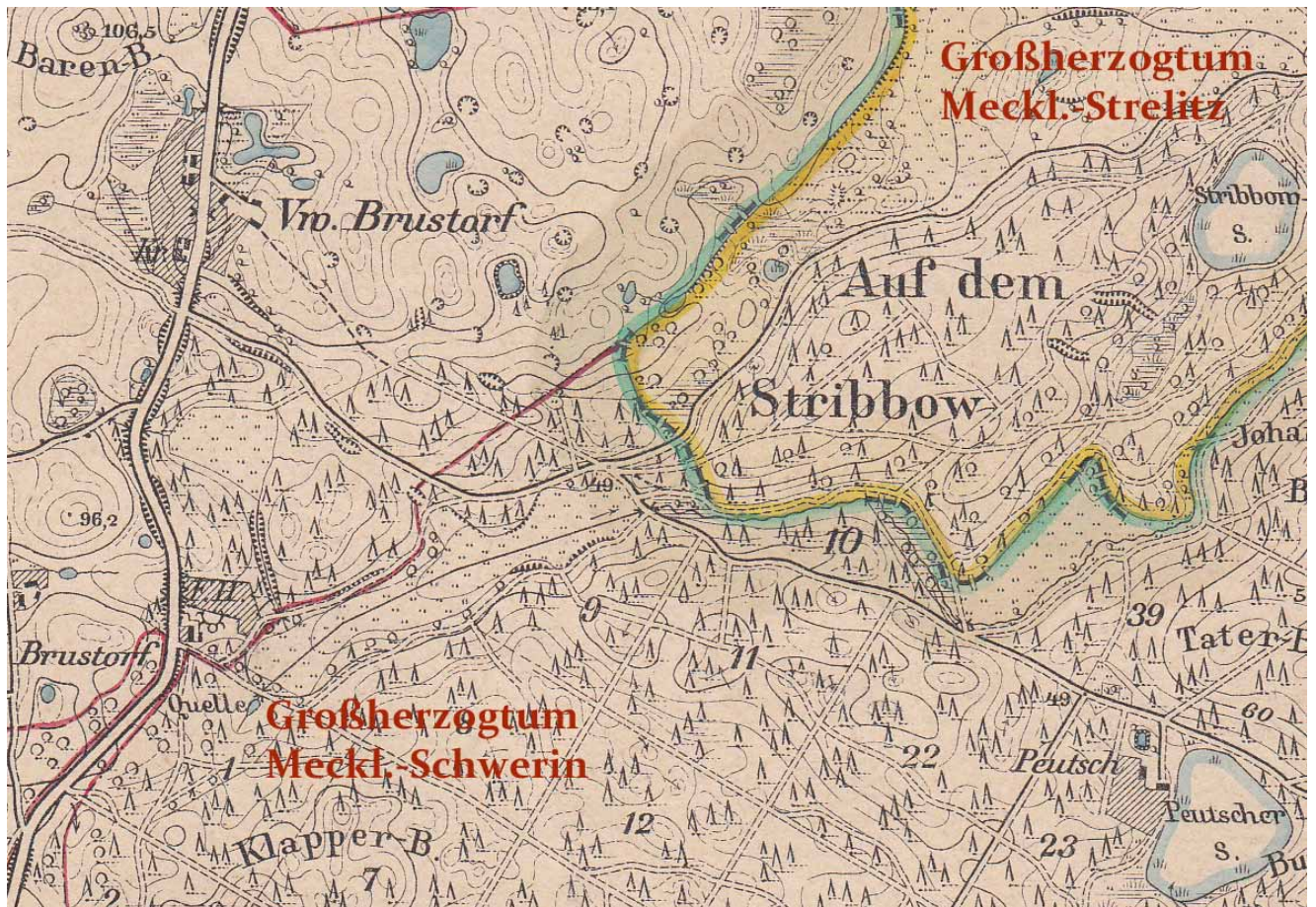
Der Name „Düsterhoff“ wird verschiedentlich auch mit der „Peccatelschen [Glas-]Hütte“ und mit Brustorf selbst in Verbindung gebracht (Krull, o. J.). Die nur wenig früher als die Schmettausche Karte erschienene Wiebekingsche Karte von 1786 scheint dies zu bestätigen. Dort heißt es unter dem Ortsnamen „Brusdorff“ etwas kleiner gedruckt „Alte Hütte oder Düsterhoff“.

Die Flur selbst zeigt auf der Karte das gleiche Erscheinungsbild wie das naheliegende „Heide-Holtz“ – eine locker mit Gesträuch und Gestrüpp und wenigen Bäumen bestandene Fläche, was auf magere Sandböden hinweist. Vermutlich waren das ehemalige Ackerflächen, die nach langer Bewirtschaftung so nährstoffarm geworden waren, dass sich der Ackerbau nicht mehr lohnte. Auf dem Messtischblatt von 1884, also fast 100 Jahre später, sind auf der Fläche bereits Nadelbäume verzeichnet, ein Zeichen von Aufforstung. Die Bezeichnung „Alte Hütte Düsterhoff“ findet sich nicht mehr.

Es ist übrigens eine Sage überliefert, nach der im Stribbow-See weibliche Gottheiten wohnen (Wossidlo 1908).



Stribbower Flurnamen auf der Schmettauschen Karte von 1788 (oben) und Schriftzug *Stribbow* auf der Wiebekingschen Karte von 1786 (neben rotem Punkt). Quelle: siehe Quellenverzeichnis.



Flurname *Auf dem Stribbow* auf dem Messtischblatt Hohenzieritz von 1884.

Quelle: siehe Quellenverzeichnis.

Die Wüstung Friederikenkrug

Der Friederikenkrug stand an der alten Landstraße nach Kratzeburg zwischen Babker bzw. Rackwitz-See und Großem Bodensee. Er wurde mit der Einrichtung einer Poststrecke nach Kratzeburg als Pferdewechsel und Ausspanne eingerichtet.

Die gleichzeitig eröffnete Schenke hatte im Volksmund keinen guten Ruf, das Essen soll von bescheidener Qualität gewesen sein.

Der Name Friederikenkrug geht wie auch der des nahe liegenden Ortes Adamsdorf auf den Grafen Heinrich Leopold August von Blumenthal (1765–1830) zurück. Blumenthal war 1810 in den Besitz von Adamsdorf gekommen. Er benannte das Kruggehöft nach seiner Tochter und das Dorf Adamsdorf nach seinem Sohn Adam, der im Russland-Feldzug Napoleon Bonapartes fiel.

Im Zusammenhang mit dem Bau der Bahnstrecke („Lloyd-Bahn“) von Neustrelitz nach Rostock in den 1880er Jahren wurde ein Bahnwärterhaus gebaut. Das bestehende Kruggehöft ging an die Forstverwaltung und wurde von Forstarbeitern als Wohnhaus genutzt. Die Schenke wurde verpachtet.

1894 brannte das Forstarbeitergehöft vollständig nieder, wurde jedoch wiederaufgebaut. Die Schenke stellte 1910 ihren Betrieb ein. Letzter Schankwirt war ein Rachow. Das Anwesen wurde dann bis 1945 von zwei Waldarbeiterfamilien als Wohnhaus genutzt.



Friederikenkrug auf dem Messtischblatt von 1888 – Situation vor dem Bau der „Lloyd-Bahn“. Kartenausschnitt: Universität Rostock, Agrar- und Umweltwissenschaftliche Fakultät, Projekt Virtuelles Kulturlandschaftslaboratorium.

Aus dem Jahr 1926 datiert eine Liste der Einwohner. Im Forstarbeiterhaus lebten Forstarbeiter Karl Schwarz (*7.10.1876) mit seiner Frau Auguste (*19.10.1877) und Forstarbeiter Paul Prütz (*18.11.1881) mit seiner Frau Anna (*3.5.1887) sowie die verwitwete Altenteilerin Wilhelmine Müller (*8.8.1845).

Im Bahnwärterhaus wohnten der Bahnwärter Wilhelm Böttcher (*16.11.1886) mit seiner Frau Auguste (*22.8.1895) und Sohn Hans (*1.5.1916), dazu kamen Bahnwärter Max Langhoff (*25.6.1898) mit Ehefrau Martha (*6.4.1901) und Tochter Helene (*5.8.1922). Das Ehepaar scheint eine zweite Tochter gehabt zu haben, Frida (*21.3.1923), deren Name in der Liste durchgestrichen ist. Möglicherweise war sie gestorben. Im Bahnwärterhaus wohnte zudem noch der Altenteiler Hermann Rechlin (*18.12.1852).

Noch heute zeugen einige Mauerreste und Ziegel von Friederikenkrug. Auch eine mit dem Gemeinen Schneeball – eine schon im 19. Jahrhundert beliebte Gartenpflanze – bestandene Fläche zeugt von dem früheren Wohnplatz.

Wer einmal von Kratzeburg aus zur Wüstung wandern möchte und vom Parkplatz am Käbelicksee aus losgeht, wandert zunächst in Richtung Langhagen auf der asphaltierten und später gepflasterten Straße, die teilweise auf dem ehemaligen Bahndamm gebaut wurde. Nach etwa einem Kilometer biegt die Straße in Richtung Langhagen ab. Unschwer ist dort der alte Bahndamm zu erkennen, der schnurgerade in den Wald hinein verläuft. Daneben markiert die alte Poststraße Richtung Neustrelitz den weiteren Wanderweg.



Auf dem Luftbildausschnitt von 1953 ist in der Bildmitte das Bahnwärterhaus noch erkennbar. Die Bahngleise und das Kruggehöft wurden bereits abgetragen. Quelle: Geobasis-DE/M-V 2021.



Reste des Natursteinfundaments und herumliegende Ziegel zeugen vom ehemaligen Friederikenkrug. Foto: H. Behrens, 2021.

Nach etwa zwei Kilometern öffnet sich für Wanderleute eine kleine Lichtung – das ist der Ort, an dem das ehemalige Kruggehöft stand.

Quellen

Einwohnerzahlen: Martinisten der Kirchgemeinde Peckatel 1793 bis 1926.

Herzoglich-Mecklenburg-Schwerinscher Staatskalender. Schwerin 1804.

Krull, G. 1994: 720 Jahre Peckatel – Brustorf. Broschüre zum Jubiläum. Zusammengestellt von Gisela Krull. Druck: Friedland.

Krull, K. (ohne Jahresangabe): Das Bauerndorf Peccatel und die Ortschaften des Kirchspiels. Dokumente und Kommentare aus sechs Jahrhunderten von 1250 bis 1850. Nachlass Karlfried Krull im Karbe-Wagner-Archiv Neustrelitz, Signatur Ha 535: Das Bauerndorf Peccatel: S. 5–6.

Kühnel, P. 1881: Die slavischen Ortsnamen in Meklenburg. Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde **46**: 3-168.

Lisch, G. C. F. 1958: Ueber Chotibanz und Chutun. Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde **23**: 22-32.

MUB = Verein für Meklenburgische Geschichte und Altertumskunde (Hg.) 1864: Mecklenburgisches Urkundenbuch, Band 2. Schwerin: 478. Urkunde 1317.

Stöckmann, M. 2019: Historische Kulturlandschaftselemente als Zeugnisse des Landschaftswandels am Beispiel von Orts- und Flurwüstungen zwischen Müritz und Feldberg. In: Behrens, H. & Hoffmann, J. (Hg.): Landschaft im Wandel. Erfassung – Bewertung – Wahrnehmung. Berlin: 123–142.

Wossidlo, R. 1908: Über die Erforschung der Rethrasagen. Mitteilungen Verband deutscher Verein für Volkskunde **8**: 21—30. Im Internet unter: https://de.wikisource.org/wiki/Mitteilungen_des_Verbandes_deutscher_Vereine_für_Volkskunde_Nr._8.

Kartenausschnitte:

Messtischblatt Hohenzieritz von 1884, Studienarchiv Umweltgeschichte an der Hochschule Neubrandenburg. Planarchiv.

Schmettausche Karte von 1788, Se. XIII, Bibliothek der Hochschule Neubrandenburg, Planarchiv (Zusammenschnitt zweier Karten).

Zum Begriff „Mittelalterlicher Landesausbau/Ostsiedlung“ siehe z. B. hier:

<https://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/begriffe/mittelalterlicher-landesausbau-ostsiedlung>

Uta Ruge: „Bauern, Land“ – eine Buchbesprechung

Uta Matecki

Das Buch „Bauern, Land“ von Uta Ruge lege ich allen ans Herz, die sich für die Geschichte der Landwirtschaft, die Entwicklung des ländlichen Raums und die Situation seiner Bewohner, insbesondere der Bauern früher und heute interessieren. Die Leseempfehlung hat auch damit zu tun, dass der Text sich aus ganz unterschiedlichen Quellen speist: persönliche Erinnerungen der Autorin fließen zusammen mit der lokalen und überregionalen Geschichte und Kulturgeschichte, die das Leben auf dem Lande geprägt haben und bis heute bestimmen. Diese Mischung macht das Buch abwechslungsreich und viel-



seitig – auch vom Umfang her, aber die 478 Seiten (inklusive Anmerkungen und Glossar) sind gut lesbar, selbst für diejenigen, die vielleicht vor einem Sachbuch zu dem Thema zurückschrecken würden.

Uta Ruge ist auf Rügen geboren, die Familie hatte dort einen großen Hof, wurde nach dem Krieg enteignet und ist dann an den Niederrhein geflüchtet. Aber der Vater wollte wieder „ein Bauer mit Hof“ sein und entschließt sich, mit einer landwirtschaftlichen Existenz einen Neuanfang zu wagen. Er kauft in den 1950er Jahren einen heruntergewirtschafteten Hof in Neubachbruch, einem Moordorf im Kreis Cuxhaven, im „sieten“, d. h. niedrigen Land zwischen Elbe und Weser gelegen.

In Uta Ruges Buch gibt es Kapitel, die mit „Heute“ oder „Damals“ überschrieben sind, andere führen als „Zwischenspiel“ zurück bis ins Mittelalter und die Antike.

Damals: Das ist vor allem die Zeit, die die Autorin als Kind in ihrem Dorf verbrachte. Uta Ruge lässt uns auf diesen Seiten teilhaben an ihren Erinnerungen an die Schule, die Wege übers Land, den Umgang mit den Tieren, die Beziehungen zu den Nachbarn, die dörflichen Feste und Traditionen und – immer wieder eindringlich geschildert – an die mühsame, nicht enden wollende Arbeit im Lauf der Jahreszeiten, bei der die Kinder mitlaufen und mittun müssen.

Heute: Das sind die Besuche auf dem Hof der Familie, den der Bruder mit seiner Frau übernommen hat. Die Schwester – Uta Ruge – ist zum Studium weggegangen, hat als

freie Journalistin gearbeitet, viele Länder kennen gelernt und längere Zeit in London gelebt. Der Bruder ist nicht ganz einverstanden damit, Anschauungsobjekt für ein Buch zu sein, aber die Schwester kommt regelmäßig aus der Stadt, hilft mit, zeigt Interesse und schildert mit Empathie, wie sich die Arbeitsweise in der Landwirtschaft verändert hat und wie heute ein mittelgroßer Betrieb funktioniert.

In den historischen Exkursen, für die sie auch Chroniken, Kirchenbücher und andere Dokumente ausgewertet hat, erzählt die Autorin von der Besiedelung und Entwässerung des Moores („Den Ersten sien Doad, den Tweten sien Not, den Dridden sien Broad“, wie es in einem geflügelten Wort heißt), von den Streitigkeiten mit der Obrigkeit, von Bauernbefreiung und Landreformen und den Auswirkungen der großen Weltgeschichte auf das dörfliche Leben im Sietland.

Im Vergleich zu früher, besonders, wenn man an die erbärmliche Schinderei der ersten Siedler in den Moorkolonien denkt, ist das bäuerliche Leben einfacher geworden, aber viel Arbeit und Druck gehören auch heute dazu. Warum also weitermachen, fragt sich heute oft die nachfolgende Generation auf dem Lande. Dabei gibt (oder gäbe) es Perspektiven. Im Schlussteil ihres Buchs befragt Uta Ruge dazu drei junge Bauern und gibt Ausblicke auf zukünftig mögliche Entwicklungen. Diese könnten in Richtung einer nachhaltig organisierten Landwirtschaft gehen, bäuerliche Kultur könnte erhalten bleiben. Immer noch ernähren die Landwirte – allerdings immer weniger – durch ihre Arbeit die Menschen. Uta Ruge macht klar, dass wir diese Leistung wertschätzen sollten, auch indem wir höhere Preise für Agrarprodukte akzeptieren.

Die zahlreichen Widersprüche, wie sie sich in den Diskussionen um Naturschutz, konventionelle und Bioproduktion oder in den unterschiedlichen „Bildern“ vom ländlichen und bäuerlichen Leben offenbaren, kann und will auch Uta Ruge in „Bauern, Land“ nicht auflösen. So regt das Buch auch dazu an, selbst darüber nachzudenken, wie wir das Leben in unseren Dörfern und ländlichen Gemeinden in Zukunft gestalten wollen und wie Politik und Gesellschaft eine für alle (Mensch, Tiere, Pflanzen) sinnvollere Landwirtschaft organisieren könnten.

Uta Ruge: *Bauern, Land. Die Geschichte meines Dorfes im Weltzusammenhang.*
Verlag Antje Kunstmann, München 2020, ISBN 978-3-95614-387-8, 28,00 Euro

Der Bauer und sein Kind

Der Bauer steht vor seinem Feld
und zieht die Stirne kraus in Falten:
„Ich hab den Acker wohl bestellt,
auf reine Aussaat streng gehalten.
Nun seh' mir Eins das Unkraut an;
Das hat der böse Feind getan!“

Da kommt sein Knabe hochbeglückt,
mit bunten Blumen reich beladen;
im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden.
Er jauchzt: „Sieh, Vater, nur die Pracht,
die hat der liebe Gott gemacht!“

Julius Sturm (1816 – 1896)



Kornblumen und Mohn am Ackerrand. Foto: H. Behrens



| Dieses Mal in der Dorfzeitung | Seite |
|---|--------------|
| Wir danken herzlich! | 2 |
| Langhagen – einst Pertinenz des Gutes Klein Vielen | 3 |
| Polytechnische Oberschule – Otto-Grotewohl-Oberschule Peckatel | 33 |
| Ziegeleien zwischen Lieps und Havelquelle | 58 |
| Muss das sein? | 71 |
| Die „Freie Naturschule“ in Peckatel | 72 |
| Ein Blick auf die Einwohnerschaft Liepens zwischen 1821 und 1926 | 76 |
| Lebensverhältnisse in Liepen 1953 | 79 |
| Als die Jahn-Kapelle zum Baudenkmal erklärt wurde | 80 |
| Baustellenreport Jahn-Kapelle 2021 | 84 |
| Aus der Arbeit des Klein Vielen e. V.! | 90 |
| Aus der Arbeit des Fördervereins Jahn-Kapelle Klein Vielen e. V. | 93 |
| Schloss oder Herrenhaus? | 95 |
| Orchideen zwischen Havelquelle und Lieps | 98 |
| Über Honig | 103 |
| Alte Nisthilfe im Peckateler Kirchturm repariert und eine neue installiert | 108 |
| Wüstungen zwischen Lieps und Havelquelle: Stribbow, Düsterhoff, Friederikenkrug | 109 |
| Uta Ruge: „Bauern, Land“ – eine Buchbesprechung | 117 |
| Der Bauer und sein Kind | 119 |